Diese
dreibändige Taschenbuchausgabe
vereinigt die phantastischen Erzählungen von Nikolaj Gogol, einem der großen phantastischen Realisten der Weltliteratur.

In Gogols Prosa wohnt dem Alltäglichsten stets etwas Abgründiges inne; das Jenseitige ist weit wirklicher als die sichtbare Realität. Gogols Welt, seltsam doppelbödig und beklemmend, ist voller Schrekken und Wunder, Zauber und Magie: dämonische Phantasmagorien, die durch ihre Bildschärfe und Anschaulichkeit verblüffen.

»Der Einbruch des Übernatürlichen kündigt sich als ein Licht an, häufig als ein Licht scheinbar natürlichen Ursprungs – kein noch so phantastischer Lichtschein verbreitet ein solches Entsetzen wie dieses absolute Zusammenfallen von Mystik und Realität.«

Andrej Sinjawski:
Im Schatten Gogols

EIN HEYNE BUCH
Best.-Nr. 01/6574

Telegram @shabarsbibliothek

6574

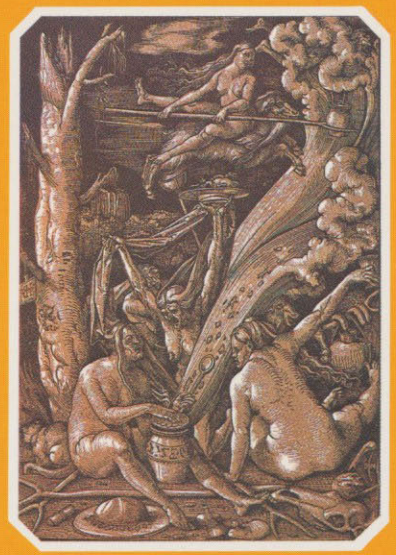
NIKOLAJ GOGOL Phantastische Erzählungen I

HEYNE

HEYNE BÜCHER

NIKOLAJ GOGOL

Phantastische Erzählungen I



Innenillustrationen von
Francisco Goya

Diese dreibändige Taschenbuchausgabe vereinigt die phantastischen Erzählungen von Nikolaj Gogol, einem der großen phantastischen Realisten der Weltliteratur.

In Gogols Prosa wohnt dem Alltäglichsten stets etwas Abgründiges inne; das Jenseitige ist weit wirklicher als die sichtbare Realität – Gogols Welt, seltsam doppelbödig und beklemmend, ist voller Schrecken und Wunder, Zauber und Magie: dämonische Phantasmagorien, die durch ihre Bildschärfe und Anschaulichkeit verblüffen.

»Der Einbruch des Übernatürlichen kündigt sich als ein Licht an, häufig als ein Licht scheinbar natürlichen Ursprungs – kein noch so phantastischer Lichtschein verbreitet ein solches Entsetzen wie dieses absolute Zusammenfallen von Mystik und Realität.«

Andrej Sinjawski: Im Schatten Gogols

Telegram @shabarsbibliothek

NIKOLAJ GOGOL

Phantastische Erzählungen

Band I

Mit Innenillustrationen von Francisco Goya

Ausgewählt und herausgegeben von
MANFRED KLUGE

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Telegram @shabarsbibliothek

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Nr. 01/6574

Copyright © 1985 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Copyright © der deutschen Übersetzung by Aufbau-Verlag
Berlin und Weimar 1974, 1975, 1979
Printed in Germany 1985
Umschlagfoto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm
ISBN 3-453-02154-1

Telegram @shabarsbibliothek

Inhalt

Der Mantel
Seite 7

Die Nase
Seite 55

Das Porträt
Seite 94

Aufzeichnungen
eines Wahnsinnigen
Seite 173

Telegram @shabarsbibliothek

Der Mantel

Im Departement ... Aber nennen wir es lieber nicht mit Namen. Es gibt nichts Respektgebietenderes als aller Art Departements, Regimenter, Kanzleien, als die beamteten Stände überhaupt. Heutzutage glaubt jeder, man beleidige in seiner Person den ganzen Stand. Erst ganz vor kurzem soll eine Bittschrift vom Polizeichef, ich weiß nicht, welcher Stadt, eingegangen sein, in der mit aller Klarheit dargelegt wird, daß die staatlichen Anordnungen mißachtet werden und man den geheiligten Namen des Staates völlig vergeblich anrufe. Zum Beweis dafür, so wird erzählt, habe der Polizeichef seiner Bittschrift ein dickes romantisches Erzählwerk beigefügt, in dem auf jeder zehnten Seite ein Polizeichefauftritt, zum Teil sogar in völlig betrunkenem Zustand. Wir wollen also, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, das Departement, um das es sich handelt, lieber *ein gewisses Departement* nennen. In *einem gewissen Departement* also war *ein gewisser Beamter* beschäftigt. Man kann nicht sagen, er wäre sehr bemerkenswert gewesen – klein von Wuchs, ein wenig pockennarbig, ein wenig rothaarig, augenscheinlich sogar ein wenig schwachsichtig, hatte er über der Stirn eine kleine Glatze, in beiden Wangen tiefe Falten und eine Gesichtsfarbe, die man

Telegram @shabarsbibliothek

wohl hämorrhoidal nennt. Was kann man machen! An alledem war das Petersburger Klima schuld. Was seinen Rang betrifft (bei uns muß man in jedem Fall vor allem den Rang klarstellen), so war er das, was man den ewigen Titularrat nennt, über den, wie bekannt, bereits hinlänglich gespöttelt und gewitzelt worden ist, besonders von gewissen Schriftstellern, die die löbliche Gewohnheit haben, denjenigen zuzusetzen, die nicht zurückbeißen können. Der Familienname des Beamten war Baschmatschkin. Leicht zu ersehen, daß dieser Name aus dem Wort baschmak, der Schuh, entstanden ist; aber wann, zu welcher Zeit und wieso das geschah, ist völlig unbekannt. Sowohl der Vater als auch der Großvater und selbst der Schwager, wie überhaupt alle Baschmatschkins, pflegten Stiefel zu tragen, die sie dreimal im Jahr besohlen ließen. Der Vor- und Vatersname des Beamten war Akaki Akakijewitsch. Er wird dem Leser vielleicht ein wenig seltsam und gesucht erscheinen, ich kann jedoch versichern, daß er keineswegs gesucht wurde, sondern die Umstände sich von selber so fügten, daß man ihm wirklich keinen anderen Namen geben konnte. Akaki Akakijewitsch wurde, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, in der Nacht zum 23. März geboren. Seine verstorbene Mutter, Beamtenfrau und von größter Bravheit, wollte den Taufnamen für den Jungen auf hervorgebrachte Weise aussuchen. Sie lag noch im Bett gegenüber der Tür, und rechter Hand neben ihr standen Iwan Iwanowitsch Je-

Telegram @shabarsbibliothek

roschkin, der Taufpate, ein vortrefflicher Mann, der Kanzleivorsteher beim Senat war, und die Taufpatin Arina Semjonowna Belobrjuschkowa, Reviersvorstehersfrau und mit den seltensten Tugenden begabt. Man schlug der Wöchnerin drei Namen vor, auf die man im Kalender gestoßen war und von denen sie einen auswählen sollte – Mokkija, Sossija oder auch Chosdasat, sofern sie das Kind nach diesem Märtyrer benennen wolle. Nein, sagte sich die jetzt bereits Verstorbene, das sind alles so komische Namen. Man schlug den Kalender, um ihr gefällig zu sein, an einer anderen Stelle auf, und wieder boten sich drei Namen an – Trifili, Dula und Warachassi. »Die reinste Strafe«, sagte die Mutter, »was sind das nur für Namen! Wahrhaftig, von solchen Namen hab' ich noch nie gehört. Wenn wenigstens noch Waradat oder Waruch dabei herauskämen, aber nein – Trifili und Warachassi!« Man wendete eine weitere Seite um und stieß auf Pawsikachi und Wachtissi! »Nun, ich sehe schon«, sagte die Mutter, »es ist nun mal sein Schicksal. Wenn es sich so verhält, dann soll er schon lieber heißen wie sein Vater. Der Vater hieß Akaki, so soll auch der Sohn Akaki heißen.« Auf diese Weise kam er zum Namen Akaki Akakijewitsch. Das Kind wurde getauft; es weinte dabei und machte ein Gesicht, als ahne es bereits, daß es Titularrat werden würde. Nun ja, so ist das alles gekommen. Wir haben das erwähnt, damit der Leser sieht, daß alles der Notwendigkeit entsprach und man dem Kind einen anderen

Telegram @shabarsbibliothek

Namen nicht geben konnte. Wann, zu welcher Zeit er bei dem Departement eingestellt wurde und wer es veranlaßte, darauf konnte sich niemand besinnen. Sooft die Direktoren und allerlei andere Vorgesetzten auch wechselten, ihn sah man immer an derselben Stelle, in derselben Haltung und auf demselben Posten, immer nur als beamteten Schreiber, so daß man schließlich zu der Überzeugung gelangte, er sei gleich fix und fertig als solcher zur Welt gekommen, in Uniform und mit Glatze über der Stirn. Er genoß keinerlei Achtung im Departement. Die Pförtner erhoben sich nicht von ihren Plätzen, wenn er vorbeikam, und sahen ihn nicht einmal an – als surre eine gewöhnliche Fliege durch die Empfangshalle. Die Vorgesetzten waren zu ihm irgendwie kühl und behandelten ihn despotisch. Ein kleiner stellvertretender Bürovorsteher schob ihm irgendwelche Papiere hin, ohne auch nur zu sagen: ›Schreiben Sie das ab!‹ oder: ›Hier, eine nette, interessante Akte‹ oder dergleichen Angenehmes mehr, wie in gesitteten Dienststellen üblich. Und er nahm alles entgegen, warf allenfalls einen Blick auf das Papier, ohne den anzusehen, der es ihm hinschob, und ohne danach zu fragen, ob er dazu berechtigt war. Die jüngeren Beamten spöttelten über ihn, soweit ihr Kanzleiwitz dazu ausreichte, und erzählten sich in seiner Gegenwart allerlei erfundene Geschichten über ihn. Von seiner Zimmerwirtin, einer siebzigjährigen Frau, behaupteten sie, sie schlage ihn, sie fragten, wann denn nun Hochzeit sei, und schütteten

Telegram @shabarsbibliothek

ihm Papierschnitzel auf den Kopf; das nannten sie dann – es schneit. Doch Akaki Akakijewitsch ging mit keinem Wort darauf ein und tat, als ob niemand in seiner Nähe sei; es beeinträchtigte nicht einmal seine Arbeit – ihm unterlief trotz aller dieser Belästigungen nicht der geringste Schreibfehler. Nur wenn die Spaße allzu unerträglich wurden, wenn man ihn anstieß, ihn hinderte, seine Arbeit zu tun, dann sagte er: »So laßt mich doch in Frieden, warum kränkt ihr mich?« Und in diesen Worten und in dem Ton, in dem sie gesprochen wurden, schwang etwas Seltsames mit. Es beschwor so viel Mitleid herauf, daß ein junger Mann, der erst vor kurzem in das Departement gekommen war und, dem Beispiel der anderen folgend, sich über ihn lustig machte, auf einmal betroffen innehielt; von diesem Augenblick an erschien ihm alles verändert, alles in einem anderen Licht. Eine übernatürliche Macht stieß ihn von seinen Arbeitskameraden ab, die er, als er sie kennenlernte, für anständig und weltmännisch gebildet gehalten hatte. Und noch lange danach sah er mitten in einem fröhlichen Augenblick den kleinen Beamten mit der Stirnglatze vor sich und hörte ihn die zu Herzen gehenden Worte sagen: »So laßt mich doch in Frieden, warum kränkt ihr mich?« In diesen zu Herzen gehenden Worten aber klangen die anderen mit: »Ich bin dein Bruder.« Und der arme junge Mann deckte die Hände vor das Gesicht, und noch oft in seinem Leben schauderte ihn, wenn er sah, wieviel Unmenschlichkeit im

Telegram @shabarsbibliothek

Menschen steckt, wieviel grausame Roheit sich hinter verfeinerten, gebildeten weltmännischen Manieren verbergen kann – mein Gott, sogar bei einem Menschen, der vor der Welt als edel und ehrlich gilt!

Man hätte wohl schwerlich noch jemanden gefunden, der so in seinem Amte aufgegangen wäre wie er. Wenn man es Diensteifer nennt, sagt man zuwenig – nein, es war Liebe, Liebe zu seinem Dienst. Dort, im Abschreiben, erblickte er eine eigene, mannigfaltige und angenehme Welt. Sein Gesicht nahm einen genießerischen Ausdruck an; er hatte gewisse Favoriten unter den Buchstaben, und wenn er bis zu ihnen vordrang, war er nicht wiederzuerkennen – er schmunzelte und zwinkerte und half mit den Lippen nach – es schien, man könne ihm jeden Buchstaben, den seine Feder hinmalte, vom Gesicht ablesen. Hätte man ihn entsprechend seinem Diensteifer befördert, dann wäre er zu seiner eigenen Verwunderung vielleicht schon Staatsrat; tatsächlich jedoch hatte er sich, wie seine ewig witzelnden Kollegen sich ausdrückten, nicht mehr als eine Spange ins Knopfloch und Hämorrhoiden verdient. Man kann im übrigen nicht sagen, er sei noch nie beachtet worden. Ein Direktor, der von Natur aus gutmütig war und ihn für seine langjährigen Dienste belohnen wollte, ordnete an, man solle ihm etwas Wichtigeres als bloße Abschreibearbeiten geben, und er erhielt den Auftrag, aus einer bereits erledigten Akte einen Bericht an eine andere Dienststelle anzufertigen. Er hatte weiter nichts zu tun, als die Über-

Telegram @shabarsbibliothek

schrift zu ändern und einige Zeitwörter statt in der ersten in der dritten Person zu verwenden. Das machte ihm so viel Mühe, daß er in Schweiß geriet, sich die Stirn rieb und schließlich sagte: »Nein, geben Sie mir lieber etwas zum Abschreiben.« Von da an beließ man ihn ein für allemal beim Abschreiben. Es schien nichts anderes für ihn zu geben. Um seine Kleidung kümmerte er sich überhaupt nicht; die Uniform war nicht grün, sondern meliert-braunrot. Sein Hemdkragen war schmal, so daß sein Hals, obwohl er keineswegs lang war, geradezu unwahrscheinlich lang erschien – wie bei den gipsernen, mit den Köpfen wackelnden Kätzchen, mit denen allerlei russische Ausländer hausieren gehen: Sie tragen sie zu Dutzenden auf dem Kopf. Immer blieb irgend etwas an seiner Uniform hängen – sei es ein bißchen Heu, sei es ein Fädchen; darüber hinaus besaß er die besondere Fertigkeit, auf der Straße genau in jenem Augenblick an einem Fenster vorbeizukommen, in dem man allerlei Unrat aus ihm hinauswarf, so daß er ewig Wasser- und Zuckermelonenrinden und allerlei anderes Zeug auf seiner Hutkrempe mit sich herumtrug. Noch nie hatte er darauf geachtet, was sich tagsüber auf der Straße tat und wofür seine jüngeren Amtsbrüder bekanntlich immer ein Auge haben; ihr lebhafter Blick kann mitunter so scharf werden, daß sie sogar bemerken, wenn sich bei jemandem auf der anderen Straßenseite die Hosenstrippe losgerissen hat – und das ruft unfehlbar ein spöttisches Lächeln bei ihnen hervor.

Telegram @shabarsbibliothek

Akaki Akakijewitsch jedoch erblickte, selbst wenn er etwas ansah, nur seine sauberen, in gleichmäßiger Handschrift hingemalten Zeilen vor sich; nur wenn sich ihm, unerfindlich wieso, ein Pferdemaul auf die Schulter legte und der Atem aus den Nüstern seine Wange traf, bemerkte er, daß er sich nicht mitten in einer Zeile, sondern mitten auf der Straße befand. Wenn er nach Hause kam, setzte er sich sogleich zu Tisch, löffelte hastig seine Kohlsuppe und aß ein Stück Rindfleisch mit Zwiebeln hinterher, ohne das mindeste von dem Geschmack zu merken; er schlang das Essen mit Fliegen und allem anderen hinunter, das uns der Herrgott in der betreffenden Jahreszeit beschert. Wenn er fühlte, daß er Magenblähungen bekam, erhob er sich vom Tisch, suchte ein Gläschen mit Tinte hervor und schrieb Papiere ab, die er nach Hause mitgebracht hatte. Waren aber zufällig keine neuen zum Abschreiben da, dann fertigte er zu seinem eigenen Vergnügen eine Kopie von einem älteren an, besonders, wenn das Papier bemerkenswert war – nicht von der Schönheit des Stils her, sondern nach dem Adressaten, irgendeiner neuen oder wichtigen Persönlichkeit.

Selbst zu der Stunde, da der graue Petersburger Himmel völlig erlischt und alles Beamtenvolk zu Mittag gegessen und sich gesättigt hat, jeder, so gut er konnte – entsprechend dem bezogenen Gehalt und der eigenen Begehrlichkeit –, da sich alles bereits vom Knarren der Schreibfedern in den Departements, der unumgängli-

Telegram @shabarsbibliothek

chen eigenen wie fremden Betriebsamkeit und alledem ein wenig erholt hat, was sich der ewig rastlose Mensch mehr freiwillig als notwendigerweise auferlegt, da die Beamten sich beeilen, die ihnen verbliebene Zeit dem Vergnügen zu widmen – einer, der unternehmungslustiger ist, ins Theater jagt, ein anderer auf die Straße eilt, um in den wenigen Stunden Damenhütchen zu betrachten, ein dritter sie damit verbringt, einem hübschen Mädchen, das der Stern eines kleinen Beamtenkreises ist, Komplimente zu machen, ein vierter, und das geschieht am häufigsten, sich einfach zu seinesgleichen in den zweiten oder dritten Stock begibt, in eine Wohnung mit zwei mäßig großen Zimmern nebst Vorraum oder Küche und einigem Anspruch auf modische Ausstattung – einer Lampe oder einem anderen Sächelchen, das mancherlei Opfer, wie den gelegentlichen Verzicht auf das Mittagessen oder ein Vergnügen, gekostet hat –, kurz und gut, selbst zu der Zeit, da sich die anderen Beamten auf die bescheidenen Wohnungen ihrer Freunde verteilen, um ein Räuberwhist zu spielen, daneben Tee aus Gläsern zu trinken und Kopekenzwiebacke dazu zu essen, lange Pfeifen zu rauchen, während des Kartengebens einen Klatsch zu erzählen, der aus den oberen Gesellschaftskreisen zu ihnen gedrungen ist, auf deren Existenz der russische Mensch niemals und unter keinen Umständen verzichten kann, oder sogar, wenn kein anderer Gesprächsstoff vorhanden ist, die uralte Anekdote vom Kommandanten aufzuwärmen, dem

Telegram @shabarsbibliothek

jemand die Meldung macht, man habe dem Roß auf dem Falconetschen Denkmal den Schwanz gestutzt – mit einem Wort, selbst dann, wenn jedermann bestrebt war, seinem Vergnügen nachzugehen, tat Akaki Akakijewitsch nichts dergleichen. Niemand konnte behaupten, ihn je auf einer Abendgesellschaft gesehen zu haben. Wenn er genug geschrieben hatte, legte er sich schlafen und lächelte schon im voraus bei dem Gedanken an den nächsten Tag: Was würde ihm der Herrgott wohl morgen zum Abschreiben bescheren? So friedlich verlief das Leben eines Mannes, der bei vierhundert Rubel Gehalt mit seinem Los zufrieden war; und er hätte so wohl auch weiter, bis in ein hohes Alter so fortgelebt, wäre nicht jedermanns Lebensweg mit allerlei Not und Unglück gepflastert, nicht nur der Lebensweg eines Titularrats, sondern auch der der wirklichen Staats-, der Geheim-, Hof- und allerlei anderen Räte, ja sogar derer, die niemandem einen Rat erteilen und auch von niemandem einen annehmen.

Es gibt in Petersburg einen schlimmen Feind all derer, die ein Gehalt von vierhundert Rubel oder so ähnlich im Jahr beziehen. Dieser Feind ist niemand anderes als unser nordischer Frost, obwohl er im übrigen sehr gesund sein soll. Gegen neun Uhr morgens, das heißt genau zu der Stunde, da die Straßen von Leuten bevölkert sind, die ihrem Departement zustreben, verteilt er wahllos Nasenstüber von solcher Wucht und solchem stechendem Schmerz, daß die armen Beamten einfach

Telegram @shabarsbibliothek

nicht wissen, wo sie mit ihrer Nase hin sollen. Zu dieser Stunde, da selbst den Leuten in höheren Stellungen vor Kälte die Stirnen weh tun und Tränen in die Augen treten, sind arme Titularräte mitunter einfach schutzlos. Die einzige Rettung für sie besteht darin, die fünf, sechs Straßen bis zur Dienststelle so rasch wie möglich in ihren dürftigen Mänteln zu durcheilen und sich vor der Portiersloge gründlich die Füße warmzutreten, bis ihre Gaben und Fähigkeiten, die sie zur Ausübung ihrer Verrichtungen benötigen und die unterwegs zu Eis gefroren waren, wieder aufgetaut sind. Obwohl Akaki Akakijewitsch die obligate Entfernung so rasch wie möglich zu überwinden suchte, spürte er seit einiger Zeit, daß ihm die Kälte besonders hart im Rücken und an den Schultern zusetzte. Schließlich verfiel er auf den Gedanken, es könnten irgendwelche Mängel an seinem Mantel daran schuld sein. Als er ihn sich zu Hause gründlich ansah, entdeckte er, daß dieser an zwei, drei Stellen, und zwar auf dem Rücken und an den Schultern, wie Fliegengaze aussah; der Stoff war so abgetragen, daß es durch ihn hindurchzog, und das Futter zerschlissen. Es muß bemerkt werden, daß auch Akaki Akakijewitschs Mantel den Beamten als Zielscheibe des Spottes diente; man versagte ihm sogar die vornehme Bezeichnung Mantel und nannte ihn nur noch Schlafrock. Er bot auch tatsächlich einen irgendwie seltsamen Anblick: Der Kragen war mit jedem Jahr kleiner geworden, da er zum Untersteppen anderer Teile herhal-

Telegram @shabarsbibliothek

ten mußte. Viel Schneiderkunst bewiesen die unterssteppten Stellen nicht – sie waren wirklich unschön und beutelten sich. Als Akaki Akakijewitsch sah, woran er war, entschied er, der Mantel müsse zum Schneider Petrowitsch, der irgendwo in einem Hinterhause im dritten Stock lebte, zu dem eine finstere Treppe hinaufführte, und der trotz seiner Einäugigkeit und des von Pockennarben übersäten Gesichts mit ziemlichem Geschick Hosen und Fräcke von Beamten und allerlei anderen Leuten ausbesserte – selbstverständlich nur, wenn er nüchtern war und keine anderen Unternehmungen im Kopfe hatte. Von diesem Schneider sollte man natürlich nicht allzuviel Worte machen, da es aber nun einmal üblich ist, den Charakter jeder handelnden Person in einer Erzählung genau zu umreißen, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zu fügen. Also her mit diesem Petrowitsch! Zuerst hieß er einfach Grigori und war Leibeigener bei irgendeinem Gutsherrn; Petrowitsch nannte er sich erst, als er die Freilassungsurkunde erhalten hatte und feiertags reichlich zu trinken begann, zuerst nur an den hohen, später wahllos an allen kirchlichen Feiertagen überhaupt – an jedem Tag, der im Kalender mit einem Kreuzchen versehen war. In dieser Hinsicht blieb er den Gewohnheiten der Altvordern treu, und wenn seine Frau ihn dafür auszankte, dann hieß er sie weltlich gesonnen und eine Deutsche. Da wir die Frau aber nun einmal erwähnt haben, müssen wir auch über sie ein paar Worte sagen; nur ist uns von

Telegram @shabarsbibliothek

ihr leider nicht viel bekannt, allenfalls, daß sie Petrowitschs Frau war und sogar eine Haube trug, kein Tuch. Mit Schönheit jedoch konnte sie, wie es scheint, nicht glänzen; jedenfalls schielten ihr auf der Straße nur die Gardesoldaten unter die Haube, zuckten dabei aber mit dem Schnurrbart und gaben einen irgendwie seltsamen Laut von sich.

Während Akaki Akakijewitsch die Treppe zu Petrowitsch hinaufstieg, die, das muß man ihr lassen, völlig mit Wasser und Spülicht bespritzt und von jenem Spritgeruch durchdrungen war, der auf den Hintertreppen der Petersburger Häuser bekanntlich niemals fehlt und in die Augen beißt, während Akaki Akakijewitsch also die Treppe hinaufstieg, überlegte er schon, wieviel Petrowitsch wohl fordern werde, und legte sich im stillen darauf fest, nicht mehr als zwei Rubel zu geben. Die Tür stand offen, weil die Hausfrau einen Fisch briet und die Küche so voller Rauch war, daß man nicht einmal die Küchenschaben sah. Akaki Akakijewitsch durchschritt, ohne von der Hausfrau bemerkt zu werden, die Küche und betrat schließlich ein Zimmer, in dem er Petrowitsch erblickte – er saß auf einem breiten Tisch aus rohem Holz und hatte die Beine untergeschlagen wie ein türkischer Pascha. Die Füße waren bloß, wie das bei Schneidern, während sie an der Arbeit sitzen, üblich ist. Vor allem fiel Akaki Akakijewitsch der ihm schon wohlbekannte große Zeh auf; er hatte einen verkrüppelten Nagel, der dick und fest war wie der Panzer

Telegram @shabarsbibliothek

einer Schildkröte. Von Petrowitschs Hals hingen eine Strähne Garn und eine Strähne Seide herab, auf seinen Knien lag irgendein alter Lumpen. Er versuchte wohl schon seit drei Minuten, einen Faden durchs Nadelöhr zu ziehen, traf aber immer daneben, ärgerte sich über die Dunkelheit und über den Faden selbst und brummte: »Will nicht, das Biest; macht einen fertig, der Schlingel!« Es war Akaki Akakijewitsch unangenehm, in einem Augenblick zu kommen, da Petrowitsch sich ärgerte; am liebsten bestellte er etwas bei Petrowitsch, wenn dieser schon einen in der Krone hatte oder ›als Fusel niederschlug, der einäugige Teufel‹, wie seine Frau sich ausdrückte. In solchem Zustand ging Petrowitsch gewöhnlich gern mit dem Preis herunter und war mit allem einverstanden, ja, er verbeugte sich und bedankte sich sogar jedesmal. Hinterher freilich kam seine Frau vorbei und jammerte, ihr Mann sei betrunken gewesen und habe die Arbeit zu billig übernommen; aber man brauchte nur zehn Kopeken zuzulegen, und schon ging die Sache in Ordnung. Im Augenblick jedoch schien Petrowitsch nüchtern zu sein und darum hart und unzugänglich; er konnte Gott weiß was für einen Preis verlangen. Akaki Akakijewitsch, der den Braten roch, wollte sich schon zurückziehen, aber es war nichts mehr zu machen. Petrowitsch blinzelte ihn mit seinem einen Auge an, und unwillkürlich sagte Akaki Akakijewitsch:

»Guten Tag, Petrowitsch!«

Telegram @shabarsbibliothek

»Guten Tag, mein Herr«, entgegnete Petrowitsch und schielte zu Akaki Akakijewitschs Händen hinüber, um festzustellen, was er ihm wohl brachte und was für ein Geschäft zu machen war.

»Ich komme nämlich zu dir, Petrowitsch, von wegen ... Dingsda ...«

Hier muß gesagt werden, daß sich Akaki Akakijewitsch meist in Präpositionen, Adverbien und sogar irgendwelchen Partikeln ausdrückte, die einfach keinerlei Sinn mehr hatten. Handelte es sich jedoch um eine besonders schwierige Angelegenheit, dann pflegte er die Sätze gar nicht erst zu vollenden, und wenn er seine Rede mit den Worten: »Das ist in der Tat ... Dingsda ...« begann, brach er sie gleich darauf meistens ab, vergaß das Weitere und war offenbar der Meinung, es sei schon alles gesagt.

»Was soll's denn sein?« fragte Petrowitsch und überblickte mit seinem einen Auge im Nu den ganzen Mantel, vom Kragen bis zu den Ärmeln, dem Rücken, den Schößen und den Knopflöchern; all das war ihm bestens bekannt, da es ja seine eigene Arbeit war. So ist das bei den Schneidern nun einmal üblich – es ist das erste, was sie beim Wiedersehen mit einem Kunden tun.

»Ich komme nämlich wegen ... Dingsda, Petrowitsch. Der Mantel, weißt du, das Tuch ... Du siehst, es ist überall noch ganz fest, nur etwas verstaubt und sieht ein bißchen alt aus, ist aber noch ganz neu, nur hier, an dieser Stelle ... auf Dingsda ... auf dem Rücken scheint

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

es ein wenig durchgescheuert zu sein, und vielleicht auch noch hier, an der einen Schulter, ein bißchen wohl auch auf der anderen – nun ja, du siehst, das ist alles. Im Grunde genommen, eine Kleinigkeit ...«

Petrowitsch nahm den ›Schlafrock‹, breitete ihn auf dem Tisch vor sich aus, sah ihn sich lange an und schüttelte den Kopf; dann langte er zum Fensterbrett nach einer runden Tabakdose mit dem Porträt eines Generals darauf – welches eigentlich, blieb ungewiß, da die Stelle, an der sich das Gesicht befunden hatte, eingedrückt und mit einem viereckigen Stückchen Papier überklebt war. Petrowitsch nahm eine Prise und hielt den Schlafrock mit beiden Händen gegen das Licht; er schüttelte aufs neue den Kopf. Dann drehte er das Futter nach außen, schüttelte wieder den Kopf und öffnete aufs neue den Deckel mit dem überklebten General; er stopfte sich die Nase voll Tabak, schloß die Dose, steckte sie weg und sagte schließlich:

»Nein, läßt sich nicht ausbessern. Ganz unbrauchbare Garderobe.«

Akaki Akakijewitsch stand bei diesen Worten das Herz still.

»Aber wieso denn nicht, Petrowitsch?« fragte er mit flehender Kinderstimme. »Er ist doch nur an den Schultern ein bißchen durchgescheuert, und ein paar Flicken werden sich bei dir doch finden ...«

»Nun ja, die Flicken hätte ich, die Flicken ließen sich schon finden«, sagte Petrowitsch, »aber woran soll ich

Telegram @shabarsbibliothek

sie festnähen? Ist ja alles morsch, man braucht nur mit der Nadel dranzukommen, und alles fällt auseinander.«

»Und wennschon! Dann bringst du eben sogleich einen Flicken darauf an.«

»Aber wo soll ich ihn denn anbringen, woran denn, wo findet er denn Halt? Vom Tuch ist doch nur noch der Name übrig; es braucht nur ein Lüftchen zu wehen, und alles fliegt davon.«

»Also näh die Flicken schon irgendwie an! Wieso denn auch nicht, wirklich ...«

»Nein«, sagte Petrowitsch mit aller Entschiedenheit, »da kann man nichts machen. Das ist völlig hoffnungslos. Schneiden Sie sich für die kalten Wintertage lieber Fußlappen daraus zurecht, denn eine Socke wärmt ja doch nicht. Die haben sich nur die Deutschen ausgedacht, um recht viel Geld damit zu verdienen.« Petrowitsch stichelte gelegentlich gern gegen die Deutschen. »Ich werde Ihnen, wie man sieht, wohl einen neuen Mantel machen müssen.«

Bei den Worten ›einen neuen Mantel‹ trübte sich Akaki Akakijewitschs Blick, und alles im Zimmer begann sich vor ihm zu drehen. Deutlich sah er nur noch den General mit dem überklebten Gesicht auf Petrowitschs Tabakdose.

»Wie das – einen neuen?« fragte er, als ob er träumte. »Aber ich habe doch gar nicht das Geld dazu!«

»Ja, einen neuen«, bestätigte Petrowitsch mit bestialischer Gelassenheit.

Telegram @shabarsbibliothek

»Und wenn man also einen neuen ... Was würde er ... Dingsda ...«

»Das heißt – was er kosten würde?«

»Ja.«

»Nun, einhundertfünfzig oder etwas darüber wird man schon anlegen müssen«, sagte Petrowitsch und schürzte wichtigtuerisch die Lippen. Er liebte kraftvolle Effekte, verblüffte gern und schielte dann zu dem Verblüfften hinüber, was dieser wohl für ein Gesicht zu seinen Worten machen werde.

»Hundertfünfzig Rubel für einen Mantel!« rief der arme Akaki Akakijewitsch; und so laut rief er vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, denn er zeichnete sich sonst durch seine gedämpfte Stimme aus.

»Ja doch«, sagte Petrowitsch, »und es kommt auch noch darauf an, was für ein Mantel es sein soll. Mit Marderkragen und Kapuze auf Seide können es auch zweihundert werden.«

»Bitte, Petrowitsch«, redete ihm Akaki Akakijewitsch mit flehender Stimme zu, ohne auf Petrowitschs Worte und alle seine Effekte einzugehen, »bessere schon den alten irgendwie aus, damit ich ihn, wenigstens noch ein bißchen, tragen kann.«

»Aber nein, das würde unnütze Arbeit tun und das Geld verschwenden heißen«, sagte Petrowitsch, und Akaki Akakijewitsch verließ nach diesen Worten völlig vernichtet die Wohnung.

Petrowitsch aber stand, nachdem er gegangen war,

Telegram @shabarsbibliothek

noch lange mit bedeutsam geschürzten Lippen da, ohne sich an die Arbeit zu machen. Er war höchst zufrieden, weder sich selbst etwas vergeben noch an der Schneiderkunst Verrat geübt zu haben.

Als Akaki Akakijewitsch auf die Straße kam, war ihm wie nach einem bösen Traum. »So eine Sache aber auch«, sagte er zu sich selbst. »Hätte ich wirklich nicht geglaubt, daß es auf ... Dingsda ... hinausläuft«, und nach längerem Schweigen fügte er hinzu: »So also ist das! Darauf läuft es hinaus, und ich habe wirklich nicht geahnt, daß es sich so verhält.« Dann folgte wieder ein langes Schweigen, nach dem er fortfuhr: »So also ist das alles! Aber auch wirklich ein ganz unerwarteter ... Dingsda ... Das hätte ich wirklich nicht ... Nein, so ein unerwarteter Umstand!« Nach diesen Worten wandte er seine Schritte, ohne sich dessen bewußt zu sein, statt nach Hause in entgegengesetzter Richtung. Er nahm es nicht wahr. Unterwegs stieß ihn ein rußiger Schornsteinfeger an und färbte ihm die Schulter schwarz; ein großer Haufen Kalk prasselte von einem Neubau auf ihn herab – er merkte das alles nicht. Erst später, als er mit einem Wachmann zusammenprallte, der seine Hellebarde neben sich gestellt hatte und Tabak aus dem Schnupftabakhorn in seine schwielige Faust schüttete, kam er ein wenig zu sich, aber auch das nur, weil der Wachmann zu ihm sagte: »Rennst einem die Schnauze ein! Ist dir der Bürgersteig zuwenig?« Das veranlaßte ihn, sich umzusehen und die Richtung nach Hause

Telegram @shabarsbibliothek

einzuschlagen. Hier erst sammelte er seine Gedanken, erblickte seine Lage so, wie sie tatsächlich war, und unterhielt sich nicht mehr so abgerissen mit sich selbst, sondern vernünftig und offen wie mit einem guten Freund, mit dem man über etwas sprechen kann, das einem wichtig ist und am Herzen liegt. »Nein, mit Petrowitsch kann man im Augenblick nicht reden«, sagte Akaki Akakijewitsch. »Er ist jetzt ... Dingsda ... Er hat wohl Dresche von seiner Frau bezogen. Ich gehe besser an einem Sonntagmorgen hin – er wird nach der Samstagabendsause mit seinem einen Auge verschlafen zu mir herüberblinzeln und ein schreckliches Bedürfnis nach einem Gläschen gegen den Katzenjammer haben, die Frau aber wird kein Geld herausrücken; und ebenda stecke ich ihm zehn Kopeken in die ... Dingsda ... in die Hand, und er wird mit sich reden lassen und den Mantel dann wohl auch ... Dingsda ...« So entschied Akaki Akakijewitsch bei sich selbst, faßte Mut, wartete bis zum Sonntag und ging, als er von weitem sah, daß Petrowitschs Frau irgendwohin verschwand, rasch zu ihm hinauf. Petrowitsch blinzelte nach der Samstagsause tatsächlich heftig mit seinem einen Auge, ließ den Kopf hängen und war noch völlig unausgeschlafen; trotz allem fuhr er, sobald er hörte, worum es sich handelte, wie von der Tarantel gestochen auf. »Unmöglich«, sagte er, »Sie müssen sich einen neuen bestellen.« Und hier nun steckte ihm Akaki Akakijewitsch die zehn Kopeken in die Hand. »Danke, mein Herr, ich werde auf Ihr

Telegram @shabarsbibliothek

Wohl trinken und mich ein wenig stärken«, sagte Petrowitsch, »wegen des Mantels aber machen Sie sich keine Sorgen. Er ist zu nichts mehr zu gebrauchen. Ich nähe Ihnen einen neuen, der nach was aussieht.«

Akaki Akakijewitsch versuchte auf das Ausbessern zurückzukommen, aber Petrowitsch ließ ihn nicht ausreden und sagte: »Den neuen Mantel nähe ich Ihnen, worauf Sie sich verlassen können, ich geb' mir auch alle Mühe dabei. Man könnte ihn vielleicht sogar so machen, wie es jetzt Mode ist – der Kragen wird mit applizierten silbernen Tierklauen geschlossen.«

Hier sah Akaki Akakijewitsch, daß es ohne neuen Mantel offenbar nicht mehr ging, und verlor völlig den Mut. Wie sollte er ihn denn bezahlen, von welchem Geld? Gewiß, mit einer Gratifikation zum kommenden Fest konnte er rechnen, doch dieses Geld war längst im voraus untergebracht und verteilt. Er brauchte ein paar neue Hosen, hatte beim Schuhmacher eine alte Schuld für das Ansetzen neuer Vorderblätter an die alten Schäfte zu begleichen und mußte sich bei der Näherin drei Hemden und zweimal von jenem Wäschestück bestellen, das man in einer zum Druck bestimmten Erzählung nicht gern beim Namen nennt – mit einem Wort, das Geld würde restlos draufgehen; und selbst wenn der Direktor so großzügig wäre und statt einer Gratifikation von vierzig Rubel fünfundvierzig oder gar fünfzig bewilligte, so bliebe dennoch herzlich wenig davon übrig, eine Lappalie, die in dem Mantelkapitel nicht mehr als

Telegram @shabarsbibliothek

einen Tropfen auf den heißen Stein bedeuten würde. Andererseits wußte er natürlich, daß Petrowitsch seine Grillen hatte und plötzlich weiß der Teufel was für unangemessene Preise forderte, so daß es manchmal selbst seiner Frau zu bunt wurde und sie rief: »So ein Dummkopf] Du spinnst wohl! Sonst übernimmt er eine Arbeit für rein gar nichts, und jetzt auf einmal reitet ihn der Teufel, und er verlangt mehr, als er selber wert ist.« Ihm war natürlich klar, daß Petrowitsch den Mantel auch für achtzig Rubel anfertigen würde, aber woher sollte er diese achtzig Rubel nehmen? Nun, die Hälfte ließe sich allenfalls auftreiben, die ließe sich schon finden, vielleicht auch ein bißchen mehr, aber woher das andere nehmen? Doch zuvor muß der Leser erfahren, woher die erste Hälfte kommen sollte. Akaki Akakijewitsch pflegte von jedem Rubel, den er ausgab, zehn Kopeken in eine kleine verschließbare Büchse zu stekken, durch einen Schlitz, der eigens zu diesem Zweck im Deckel angebracht war. Nach Ablaufeines halben Jahres sah er nach, wieviel Kupfergeld sich angesammelt hatte, und tauschte es gegen kleine Silbermünzen aus. So hielt er es schon seit langem, und nach einigen Jahren zeigte sich, daß der ersparte Betrag auf über vierzig Rubel angewachsen war. Die Hälfte hatte er also beisammen, aber woher die andere Hälfte nehmen? Wo nahm er die übrigen vierzig Rubel her? Akaki Akakijewitsch überlegte lange hin und her und kam schließlich zu dem Ergebnis, er müsse mindestens ein Jahr lang

Telegram @shabarsbibliothek

seine täglichen Ausgaben einschränken – auf den Genuß des Abendtees verzichten und abends keine Kerze brennen, sollte es aber erforderlich sein, noch etwas zu tun, dann würde er eben zur Wirtin gehen und bei ihrer Kerze arbeiten. Auf der Straße gedachte er, um nicht vorzeitig die Schuhsohlen abzuwetzen, möglichst leicht und vorsichtig aufzutreten und die Steine und Platten fast nur noch mit den Zehenspitzen zu berühren; die Wäsche aber wollte er so selten wie möglich zum Waschen geben und sie, um sie nicht abzutragen, jedesmal ablegen, sobald er nach Hause kam. Er wollte dann nur noch in seinem baumwollnen Schlafrock umhergehen, der so alt war, daß selbst die Zeit ihn schonte. Es muß ehrlich gesagt werden, es fiel ihm anfangs ein wenig schwer, sich an solche Einschränkungen zu gewöhnen, aber dann stellte er sich um, und alles klappte, ja, er lernte sogar, abends überhaupt nichts zu essen; dafür hatte er seine geistige Nahrung – den beständigen Gedanken an den zukünftigen Mantel. Seither schien sein ganzes Dasein reicher geworden zu sein, als hätte er geheiratet, als wäre ständig jemand um ihn herum, als wäre er nicht mehr so einsam, als hätte sich eine angenehme Gefährtin bereit gefunden, ihn auf dem Lebenswege zu begleiten; und diese Gefährtin war niemand anderes als die Kleidung, der Mantel, wie er ihn sich dachte – dick wattiert, mit festem, unverwüstlichem Futter. Er wurde irgendwie lebhafter und zeigte sogar Charakter – wie jemand, der sich ein Ziel gesetzt hat

Telegram @shabarsbibliothek

und es erreichen will. Die Unsicherheit, die Unentschlossenheit – kurz, alles Unschlüssige und Unbestimmte – schwanden aus seinem Gesicht und aus seinem Benehmen. In seinen Augen blitzte es manchmal auf, und die dreisten, kühnsten Gedanken schossen ihm durch den Kopf – ob er sich nicht doch zu einem Marderkragen entschließen sollte? Überlegungen dieser Art ließen ihn immer zerstreuter werden. Fast wäre ihm beim Abschreiben eines Papiers einmal sogar ein Fehler unterlaufen – er schrie auf und bekreuzigte sich. Wenigstens einmal in jedem Monat suchte er Petrowitsch auf, um mit ihm über den Mantel zu reden – wo man am besten das Tuch kaufe, welche Farbe es haben solle, wieviel man anlegen müsse. Und jedesmal kehrte er ein wenig besorgt, aber immer zufrieden nach Hause zurück – die Zeit, da er das alles kaufen und der Mantel genäht werden konnte, mußte schließlich einmal kommen. Sie kam sogar schneller, als er gedacht hatte. Entgegen allen Erwartungen gewährte ihm der Direktor nicht vierzig und nicht fünfundvierzig, sondern volle sechzig Rubel Gratifikation; ob er nun ahnte, daß Akaki Akakijewitsch einen Mantel brauchte, oder ob alles nur ein Zufall war – jedenfalls hatte Akaki Akakijewitsch auf einmal zwanzig Rubel mehr. Dieser Umstand beschleunigte die Angelegenheit. Noch zwei, drei Monate mußte er sich durchhungern, dann hatte er tatsächlich ungefähr achtzig Rubel beisammen. Sein Herz – im allgemeinen sehr ruhig – begann heftig zu klopfen.

Telegram @shabarsbibliothek

Gleich am folgenden Tag machten sich er und Petrowitsch in die Läden auf. Sie kauften ein sehr gutes Tuch – kein Wunder, da sie bereits seit einem halben Jahr darüber nachdachten und selten ein Monat verging, in dem sie sich nicht in den Läden umsahen und nach den Preisen erkundigten; dafür aber sagte dann auch Petrowitsch selber, ein besseres Tuch gebe es nicht. Als Futter wählten sie Kaliko, aber einen sehr festen und guten, der, nach Petrowitschs Worten, noch besser als Seide war und sogar hübscher und glänzender wirkte. Auf Marderfelle verzichtete man, weil sie nun wirklich zu teuer waren; statt ihrer wählte man Katze, die beste, die es im Laden gab, eine Katze, die man von weitem jederzeit für Marder halten konnte. Petrowitsch mühte sich volle zwei Wochen mit dem Mantel ab, denn es war viel an ihm zu steppen; sonst wäre er früher fertig geworden. Für die Arbeit berechnete er zwölf Rubel, mit weniger konnte er beim besten Willen nicht zurechtkommen – alles war durchweg mit Seide genäht, mit dichten kleinen Stichen, und jede Naht hatte Petrowitsch zum Schluß zwischen den Zähnen hindurchgezogen, um allerlei Unebenheiten zu glätten. Es war schwer zu sagen, an welchem Tage es eigentlich war, aber wahrscheinlich war der Tag, an dem Petrowitsch den Mantel endlich brachte, der feierlichste in Akaki Akakijewitschs Leben. Er brachte ihn morgens, kurz vor Akaki Akakijewitschs Aufbruch ins Departement. Gelegener konnte der Mantel gar nicht kommen, denn es

Telegram @shabarsbibliothek

setzten bereits ziemlich strenge Fröste ein, die noch grimmiger zu werden drohten. Petrowitsch erschien mit dem Mantel, wie sich's für einen guten Schneider geziemt. Auf seinem Gesicht lag ein so bedeutsamer Ausdruck, wie ihn Akaki Akakijewitsch noch nie bei ihm gesehen hatte. Er schien völlig überzeugt, ein großes Werk vollbracht und plötzlich den Abgrund sichtbar gemacht zu haben, der Schneider, die nur Flicken aufsetzen und ausbessern, von denen trennt, die Neues nähen. Er nahm den Mantel aus dem Tuch, in dem er ihn gebracht hatte – das Tuch war eben erst von der Wäscherei zurückgekommen; später rollte er es zusammen und steckte es zwecks weiterer Verwendung in die Tasche. Nachdem er also den Mantel herausgenommen hatte, betrachtete er ihn stolz und warf ihn Akaki Akakijewitsch äußerst geschickt mit beiden Händen um die Schultern; dann zog er ihn am Rücken straff und zupfte ihn zurecht; und schließlich drapierte er ihn halb offen um Akaki Akakijewitsch. Akaki Akakijewitsch, als Mann in den Jahren, wünschte sich auch vom Sitz der Ärmel zu überzeugen; Petrowitsch half ihm hinein, und es zeigte sich, daß auch die Ärmel in Ordnung waren. Mit einem Wort, es stellte sich heraus, der Mantel saß vollendet und paßte ganz genau. Petrowitsch versäumte nicht zu bemerken, er habe den Mantel nur darum so billig berechnet, weil er in einer kleinen Straße ohne Firmenschild arbeite und Akaki Akakijewitsch schon lange kenne; auf dem Newski Prospekt hätte man ihm

Telegram @shabarsbibliothek

fünfundsiebzig Rubel allein für die Arbeit abgenommen. Darüber wollte Akaki Akakijewitsch mit Petrowitsch nicht rechten, auch fürchtete er sich vor den großen Summen, mit denen Petrowitsch gern um sich warf. Er rechnete mit ihm ab, bedankte sich und brach sogleich in dem neuen Mantel in sein Departement auf. Petrowitsch folgte ihm auf die Straße hinaus, blieb stehen und blickte dem Mantel noch lange von weitem nach; dann bog er seitlich ab, in eine krumme Gasse, um sie zu durcheilen und auf diese Weise rasch wieder auf die Straße zu gelangen und sich den Mantel noch einmal anzusehen, diesmal von der anderen Seite, das heißt von vorn. Akaki Akakijewitsch schritt indessen in feiertäglicher Stimmung dahin. Er fühlte den neuen Mantel in jedem Sekundenbruchteil auf seinen Schultern, und mehrmals ging sogar ein Lächeln innerer Befriedigung über sein Gesicht. Er sah in der Tat zwei Vorteile – erstens hatte er's warm, und zweitens war es irgendwie schön. Den Weg merkte er nicht, so kurz erschien er ihm – er war auf einmal im Departement. In der Vorhalle streifte er den Mantel ab, besah ihn von allen Seiten und empfahl ihn der besonderen Obhut des Pförtners. Unerfindlich, auf welche Weise das ganze Departement erfuhr, daß Akaki Akakijewitsch einen neuen Mantel besaß und es den ›Schlafrock‹ nicht mehr gab. Alle liefen sogleich in die Vorhalle, um sich den neuen Mantel anzusehen. Man beglückwünschte Akaki Akakijewitsch und zollte ihm seinen Beifall. Zuerst

Telegram @shabarsbibliothek

lächelte er nur, später wurde es ihm jedoch peinlich. Als aber alle darauf drangen, der neue Mantel müsse begossen werden, er müsse mindestens für alle eine Abendgesellschaft geben, wurde Akaki Akakijewitsch ganz kopflos und wußte nicht, was er sagen und wie er sich herausreden sollte. Erst nach einigen Minuten begann er, krebsrot im Gesicht, treuherzig zu versichern, der Mantel sei gar nicht neu, das scheine nur so, es sei in Wirklichkeit ein gebrauchtes Stück. Schließlich sagte ein Beamter – es war sogar ein stellvertretender Bürovorsteher –, wahrscheinlich, um zu beweisen, er sei keineswegs hochmütig und unterhalte auch mit niedriger gestellten Bekanntschaften: »Also gut, die Abendgesellschaft gebe ich anstelle von Akaki Akakijewitsch ich; ich bitte Sie für heute abend zu mir zum Tee, zumal ich gerade Namenstag habe.« Die Beamten sprachen dem stellvertretenden Bürovorsteher natürlich sogleich ihre Glückwünsche aus und nahmen seine Einladung mit Vergnügen an. Akaki Akakijewitsch versuchte es mit allerlei Ausflüchten, aber alle meinten, das sei unhöflich und einfach eine Schande – er konnte wirklich nicht ablehnen. Übrigens beschlich ihn bald ein angenehmes Gefühl – als ihm einfiel, daß er auf diese Weise Gelegenheit haben würde, auch abends einen Spaziergang im neuen Mantel zu machen. Dieser ganze Tag war für Akaki Akakijewitsch ein einziges großes Fest, ein einziger Feiertag. Er kehrte in der glücklichsten Seelenverfassung nach Hause zurück, legte den Mantel ab, hängte

Telegram @shabarsbibliothek

ihn sorgfältig an die Wand und ging noch einmal liebäugelnd mit dem Blick über den Stoff und das Futter hin; dann holte er zum Vergleich absichtlich den alten ›Schlafrock hervor, der regelrecht auseinanderzufallen drohte. Er sah ihn an und mußte geradezu lachen – so groß war der Unterschied! Und auch noch lange danach, noch während des Mittagessens, lächelte er, wenn er an den Zustand dachte, in dem sich der ›Schlafrock‹ befand. Er aß bei heiterster Laune und schrieb nach dem Mittagessen dieses Mal keine Papiere ab, sondern ruhte genießerisch auf seinem Bett, bis es dunkel wurde. Dann kleidete er sich, ohne die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben, an, zog sich den Mantel über und trat auf die Straße hinaus. Wo der Beamte eigentlich wohnte, der die Kollegen eingeladen hatte, können wir leider nicht sagen – unser Gedächtnis beginnt stark nachzulassen, und alles, was es in Petersburg gibt, ob Straßen oder Häuser, hat sich in unserem Kopf so verwirrt, daß es uns äußerst schwerfällt, etwas Vernünftiges aus ihm hervorzuholen. Wie dem auch sei, sicher jedenfalls ist, daß der Beamte im besten Stadtteil wohnte, das heißt ziemlich weit von Akaki Akakijewitsch entfernt. Akaki Akakijewitsch mußte zunächst durch einige menschenleere, spärlich beleuchtete Straßen; je mehr er sich aber der Wohnung des Beamten näherte, desto lebhafter, bevölkerter und besser beleuchtet wurden sie. Es kamen mehr Fußgänger vorüber: Man begegnete schön gekleideten Damen und Männern mit Biberkra-

Telegram @shabarsbibliothek

gen. Immer seltener zeigten sich die ländlichen Wankas mit ihren hölzernen gitterartigen Schlittenkästen, die voller kleiner vergoldeter Nägel steckten, man sah im Gegenteil fast nur noch schmucke Mietkutscher mit himbeerroten Samtmützen, lackierten Schlitten und Bärenfelldecken, oder es jagten Karossen mit herausgeputzten Kutschböcken vorbei, unter deren Rädern der Schnee knirschte. Akaki Akakijewitsch erschien das alles ganz neu. Er war schon mehrere Jahre lang abends nicht auf der Straße gewesen. Er blieb neugierig vor einem erleuchteten Schaufenster stehen, um sich ein Bild anzusehen, auf dem ein hübsches Frauenzimmer den Schuh auszog und bei dieser Gelegenheit das ganze, keineswegs üble Bein entblößte, hinter ihrem Rücken aber lugte aus dem Nachbarzimmer ein Mann mit Bakkenbart und hübschem Zwickelbärtchen unter der Lippe hervor. Akaki Akakijewitsch schüttelte den Kopf, lächelte und ging weiter. Schwer zu sagen, warum er lächelte. Vielleicht, weil er auf etwas ihm völlig Unbekanntes gestoßen war, für das aber trotz allem jedermann ein Gefühl besitzt, vielleicht auch, weil er wie viele andere Beamte dachte: Nein, diese Franzosen! Was soll man da schon sagen, wenn die einmal auf ... Dingsda ... aus sind, dann ist es aber auch wirklich ... Dingsda. Aber vielleicht dachte er das auch gar nicht – man kann in einen Menschen schließlich nicht hineinsehen, um zu erfahren, was er denkt. Am Ende erreichte er das Haus, in dem der stellvertretende Bürovorsteher wohnte. Die-

Telegram @shabarsbibliothek

ser lebte auf großem Fuße – auf der Treppe brannte eine Laterne, die Wohnung lag im ersten Stock. Akaki Akakijewitsch kam in den Flur und erblickte ganze Reihen von Galoschen auf dem Fußboden. Dazwischen stand genau in der Mitte, summend und Dampfwölkchen ausstoßend, ein Samowar. An den Wänden hingen lauter Mäntel und Umhänge, von denen manche sogar Biberkragen oder Samtaufschläge aufwiesen. Hinter der Wand hörte man ein dumpfes Lärmen und Reden, das plötzlich deutlich und laut wurde, als sich die Tür öffnete und ein Lakai mit einem Tablett herauskam, auf dem geleerte Gläser, eine Sahnenkanne und ein Körbchen mit Zwieback standen. Man sah, daß die Beamten längst versammelt waren und das erste Glas Tee bereits getrunken hatten. Akaki Akakijewitsch hängte seinen Mantel an die Wand und betrat das Zimmer. Kerzen, Beamte, Tabakpfeifen und Kartentische – alles drang zugleich auf ihn ein, und das Gesumm der Gespräche und lautes Stühlerücken trafen von allen Seiten undeutlich sein Ohr. Er blieb höchst linkisch mitten im Zimmer stehen, überlegte und fragte sich, was er tun sollte. Aber man hatte ihn schon bemerkt, empfing ihn mit Geschrei, und alles strömte sogleich in den Flur hinaus und sah sich den Mantel aufs neue an. Akaki Akakijewitsch geriet zwar ein bißchen in Verwirrung, war aber andererseits zu treuherzig, um sich nicht über das Lob zu freuen, mit dem alle seinen Mantel bedachten. Später ließ man ihn und den Mantel natürlich links liegen und

Telegram @shabarsbibliothek

wandte sich, wie üblich, den Kartentischen zu, um Whist zu spielen. Das Lärmen, das Reden, die vielen Menschen, alles kam Akaki Akakijewitsch irgendwie seltsam vor. Er wußte einfach nicht, wie er sich verhalten, wo er mit seinen Armen und Beinen, mit seiner ganzen Person hin sollte. Schließlich setzte er sich zu den Spielern, sah ihnen in die Karten, sah dem oder jenem ins Gesicht und begann sich nach einiger Zeit zu langweilen und zu gähnen, zumal die Stunde, da er sich schlafen zu legen pflegte, längst gekommen war. Er wollte sich vom Hausherrn verabschieden, aber man ließ es nicht zu und sagte, man müsse unbedingt ein Glas Champagner auf die Neuerwerbung leeren. Eine Stunde danach wurde das Abendessen aufgetragen, das aus russischem Salat, kaltem Kalbfleisch, Pastete, Konditorgebäck und Champagner bestand. Man nötigte Akaki Akakijewitsch, zwei Glas zu trinken, worauf er spürte, daß alles im Zimmer fröhlicher wurde, wenn er auch keineswegs vergaß, daß es bereits Mitternacht und längst an der Zeit war, sich auf den Heimweg zu begeben. Er schlich sich, damit der Hausherr ihn nicht zurückzuhalten versuche, leise aus dem Zimmer, suchte im Flur den Mantel heraus, den er zu seinem Bedauern auf dem Fußboden liegen sah, schüttelte ihn aus, las jedes Stäubchen von ihm ab, zog ihn an und stieg die Treppe hinunter. Auf der Straße war es immer noch hell. Manche der Kramläden, dieser ständigen Klubs des Gesindes und allerlei anderer kleiner Leute, standen offen, andere

Telegram @shabarsbibliothek

waren geschlossen, der lange Lichtstreif jedoch, der durch den Türspalt drang, bewies, daß auch sie nicht der Geselligkeit entbehrten; vermutlich führten in ihnen Stubenmädchen und Diener ihren Klatsch oder ihre Unterhaltungen zu Ende, während sich ihre Herrschaft den Kopf zerbrach, wo sie geblieben sein mochten. Akaki Akakijewitsch schritt wohlgelaunt dahin, ja, er eilte sogar, unerfindlich warum, plötzlich hinter einer Dame her, die wie der Blitz an ihm vorüberschoß und an der jeder Körperteil von einer unwahrscheinlichen Beweglichkeit war. Doch er fing sich gleich wieder, setzte seinen Weg weiterhin sehr langsam fort und wunderte sich selbst, wieso er auf einmal in Trab verfallen war. Bald tauchten jene öden Straßen vor ihm auf, die schon am Tage nicht sehr heiter wirken, geschweige denn bei Nacht. Sie waren jetzt noch stiller, noch einsamer; die Laternen wurden seltener – für diese Gegend gab es offenbar weniger Öl; Holzhäuser mit Zäunen lösten die Steinhäuser ab; nirgends war eine Menschenseele zu sehen; nur der Schnee in den Straßen funkelte; und traurig zeichneten sich dunkle niedrige Hütten ab, die mit geschlossenen Fensterläden schlummerten. Er näherte sich einer Stelle, an der die Straße durch einen endlosen Platz unterbrochen wurde, der an eine schreckliche Wüste erinnerte – die Häuser auf der anderen Seite waren kaum zu erkennen.

In der Ferne schimmerte in einem Häuschen, das irgendwo am Rande der Welt zu stehen schien, ein

Telegram @shabarsbibliothek

schwaches Licht. Akaki Akakijewitschs Fröhlichkeit ließ merklich nach. Er betrat den Platz nicht ohne unwillkürliche Scheu – als ahne seinem Herzen nichts Gutes. Er sah nach hinten und nach beiden Seiten – eine Leere wie mitten auf dem Meer. Nein, lieber erst gar nicht hinblicken, dachte er und ging mit geschlossenen Augen weiter; als er sie aber öffnete, um nachzusehen, ob denn der Platz nicht bald zu Ende sei, erkannte er plötzlich irgendwelche Männer mit Schnurrbärten vor sich – was für welche es waren, konnte er nicht mehr feststellen. »Aber der Mantel gehört doch mir!« sagte der eine mit Donnerstimme und packte ihn am Kragen. Akaki Akakijewitsch wollte schon rufen: »Zu Hilfe!«, doch der zweite hielt ihm die Faust – sie hatte die Größe eines Beamtenkopfes – vor die Nase und drohte: »Wehe, wenn du schreist!« Akaki Akakijewitsch fühlte nur noch, wie man ihm den Mantel auszog und einen Stoß mit dem Knie versetzte, dann fiel er vornüber in den Schnee und verlor die Besinnung. Er kam erst nach einer kleinen Weile wieder zu sich und richtete sich auf, doch es war niemand mehr zu sehen. Er fühlte, daß es kalt und daß sein Mantel fort war, und schrie, doch seine Stimme schien nicht bis an das Ende des Platzes zu dringen. Da rannte er, verzweifelt und ununterbrochen schreiend, über den Platz auf ein Schilderhäuschen zu, neben dem, auf die Hellebarde gestützt, der Wachmann stand, ihn offenbar neugierig anblickte und sich fragte, wer zum Teufel da auf ihn zugerannt komme und

Telegram @shabarsbibliothek

schon von weitem rufe. Als Akaki Akakijewitsch ihn erreicht hatte, schrie er ihn atemlos an: Er schlafe, habe auf gar nichts acht und sehe nicht, wie man einen Menschen ausplündere. Der Wachmann entgegnete, er habe davon nichts bemerkt, er habe nur gesehen, daß ihn zwei Männer mitten auf dem Platz anhielten, jedoch geglaubt, es seien Freunde von ihm; er solle, statt sinnlos mit ihm zu schimpfen, gleich morgen zum Abschnittsvorsteher gehen – der werde schon herausfinden, wer ihm den Mantel weggenommen habe. Akaki Akakijewitsch kam völlig aufgelöst zu Hause an – die Haare, von denen er am Hinterkopf und an den Schläfen noch eine gewisse Anzahl aufzuweisen hatte, waren völlig zerzaust, die Hosen, die Seite, die Brust ganz voller Schnee. Als seine alte Wirtin das schreckenerregende Klopfen an der Wohnungstür hörte, sprang sie eilig aus dem Bett und lief, nur einen Fuß im Pantoffel, um zu öffnen, wobei sie aus Sittsamkeit das Hemd über der Brust zusammenhielt. Sie öffnete, sah Akaki Akakijewitschs Zustand und wich zurück. Als er jedoch erzählte, was geschehen war, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und sagte, er müsse sich unmittelbar an den Reviervorsteher wenden, der Abschnittsvorsteher werde ihn an der Nase herumfuhren und die Sache nur hinziehen; zum Reviervorstehen zu gehen sei schon das beste, sie kenne ihn sogar, weil Anna, die Finnin, die früher als Köchin bei ihr gearbeitet habe, jetzt Kinderfrau bei ihm im Hause sei; sie selbst sehe ihn

Telegram @shabarsbibliothek

öfter an ihrem Haus vorüberfahren, er komme auch jeden Sonntag in die Kirche, bete und blicke die Leute gleichzeitig fröhlich an – man sehe aus allem, er müsse ein guter Mensch sein. Akaki Akakijewitsch hörte sich diesen Vorschlag an und zog sich traurig in sein Zimmer zurück. Wie er die Nacht verbrachte, möge beurteilen, wer sich einigermaßen in die Lage eines anderen versetzen kann. Gleich am frühen Morgen machte er sich zum Reviervorsteher auf, man sagte ihm jedoch, er schlafe. Er kam um zehn, und wieder hieß es, er schlafe; er kam um elf, und diesmal sagte man ihm, er sei nicht mehr zu Hause; er stellte sich mittags ein, aber die Schreiber im Vorzimmer weigerten sich, ihn vorzulassen, und wollten unbedingt wissen, in welcher Angelegenheit er komme, was ihn herführe und was geschehen sei. Schließlich entschloß sich Akaki Akakijewitsch, wenigstens einmal in seinem Leben Charakter zu beweisen, und erklärte kategorisch, er müsse den Reviervorsteher persönlich sprechen, sie hätten kein Recht, ihn nicht vorzulassen, er komme in dienstlicher Angelegenheit von seinem Departement, und wenn er sich über sie beschwere, dann würden sie schon sehen, was sie davon hätten. Da wagten die Schreiber nicht mehr zu widersprechen, und einer von ihnen ging, um den Reviervorsteher zu holen. Der Reviervorsteher nahm den Bericht über den Mantelraub äußerst sonderbar auf. Statt das Augenmerk auf den Kern der Angelegenheit zu richten, begann er Akaki Akakijewitsch auszufragen,

Telegram @shabarsbibliothek

wieso er sich so spät auf dem Heimweg befunden habe und ob er vielleicht in irgendeinem zweifelhaften Hause gewesen sei, so daß Akaki Akakijewitsch ganz verlegen wurde und, als er den Reviervorsteher verließ, nicht einmal wußte, ob die Angelegenheit mit dem Mantel nun ihren Gang nehmen würde oder nicht. Er war – zum erstenmal in seinem Leben – den ganzen Tag nicht im Departement gewesen. Am folgenden Tag erschien er sehr blaß im alten, inzwischen noch ärmlicher gewordenen ›Schlafrock‹ zum Dienst. Seine Erzählung über den Raub des Mantels rührte viele, obgleich sich auch Beamte fanden, die sich auch jetzt über Akaki Akakijewitsch lustig machten. Man beschloß, auf der Stelle für ihn zu sammeln, aber es kam nicht viel zusammen, da die Beamten sich ohnehin bereits stark verausgabt hatten – sie hatten Geld für ein Porträt des Direktors und für ein Buch gezeichnet –, für letzteres auf Vorschlag eines Abteilungsleiters, der mit dem Autor befreundet war. Der Betrag, den die Sammlung erbrachte, erwies sich also als ausgesprochen klein. Irgend jemand versuchte, von Mitgefühl bewegt, Akaki Akakijewitsch wenigstens mit einem guten Rat zu helfen und sagte, er solle nicht zum Abschnittsvorsteher gehen, denn selbst wenn dieser, um Anerkennung bei den Vorgesetzten zu finden, den Mantel ausfindig machte, müßte der Mantel dennoch bei der Polizei bleiben, solange Akaki Akakijewitsch nicht gültige Beweise dafür erbringe, daß er sein Eigentum sei; es wäre

Telegram @shabarsbibliothek

vielmehr das beste, er würde sich an eine gewisse *bedeutende Persönlichkeit* wenden, denn diese *bedeutende Persönlichkeit* könne sich mit denen, auf die es ankomme, in Verbindung setzen und die Angelegenheit erfolgreicher vorantreiben. Was sollte Akaki Akakijewitsch machen? Er entschloß sich, zu der bedeutenden Persönlichkeit zu gehen. Wer diese *bedeutende Persönlichkeit* war und welches Amt sie bekleidete, ist bis auf den heutigen Tag nicht geklärt. Man muß nämlich wissen, daß diese *bedeutende Persönlichkeit* erst ganz vor kurzem eine bedeutende Persönlichkeit geworden war und daß sie bis dahin als unbedeutende Persönlichkeit gegolten hatte. Im übrigen wurde ihr Amt im Vergleich zu anderen, noch viel bedeutenderen Ämtern auch jetzt nicht als bedeutend angesehen. Aber es findet sich ja immer ein Kreis von Menschen, für die das in den Augen anderer noch Unbedeutende bereits bedeutend ist. Übrigens bemühte sich jene Persönlichkeit, ihre Bedeutung durch mancherlei Mittel zu unterstreichen – die unteren Beamten mußten sie bei ihrem Erscheinen im Dienst bereits auf der Treppe begrüßen; niemand durfte unangemeldet bei ihr eintreten; und damit alles seinen geregelten Gang ging, hatte der Kollegienregistrator dem Gouvernementssekretär, der Gouvernementssekretär dem Titularrat oder einem sonstigen Rat Meldung zu machen, und erst dann kam die Sache vor die Persönlichkeit. So ist es nun einmal im heiligen Rußland – der eine ahmt den anderen nach, jeder guckt's seinem Vorgesetzten ab.

Telegram @shabarsbibliothek

Man erzählte sogar, irgendein Titularrat, der zum Leiter einer kleinen Kanzlei ernannt worden war, habe schleunigst einen besonderen Raum für sich abtrennen lassen, ihm den Namen ›Sprechzimmer gegeben und eine Art von Logenschließern mit Tressen und roten Kragen vor ihm aufgestellt – sie griffen nach der Klinke und öffneten jedem Besucher die Tür, obwohl im ›Sprechzimmer‹ gerade Platz für einen gewöhnlichen Schreibtisch war. Die Umgangsformen und Gewohnheiten der *bedeutenden Persönlichkeit* waren gediegen und imponierend, wenn auch nicht sehr abwechslungsreich. Die eigentliche Grundlage seines Systems hieß Strenge. »Strenge, Strenge und nochmals Strenge«, pflegte er zu wiederholen und dem Gesprächspartner bei diesen Worten äußerst bedeutsam ins Gesicht zu sehen, obwohl dazu im übrigen nicht der geringste Grund bestand, da sich die zehn Beamten, die den Regierungsmechanismus dieser Kanzlei bildeten, auch ohnehin gebührend respektvoll benahmen. Sobald sie den Vorgesetzten von ferne erblickten, unterbrachen sie ihre Arbeit und standen stramm, bis er das Zimmer wieder verlassen hatte. Seine Gespräche mit den Untergebenen bestanden gewöhnlich aus folgenden drei Sätzen: »Wie können Sie sich unterstehen? Wissen Sie auch, mit wem Sie sprechen? Verstehen Sie, wen Sie vor sich haben?« Im übrigen war er im Grunde ein guter Mensch, gefällig und freundlich zu den Kollegen – nur der Generalsrang hatte ihn aus dem Konzept gebracht. Nachdem er

Telegram @shabarsbibliothek

diesen Rang erhalten hatte, verlor er gleichsam den Faden, kam aus dem Tritt und wußte einfach nicht mehr, wie er sich verhalten solle. Wenn er mit seinesgleichen zusammenkam, war er noch ein angenehmer Mensch, sehr anständig und in vieler Beziehung sogar durchaus nicht dumm; sobald er aber in die Gesellschaft von Menschen geriet, die auch nur einen Rang niedriger standen als er, wurde er geradezu unerträglich – er schwieg sich hartnäckig aus, und seine Lage erregte Mitleid, zumal er auch selber fühlte, er könne die Zeit bei weitem besser verbringen. Man konnte in seinen Augen gelegentlich das starke Bedürfnis lesen, sich einem interessanten Kreis oder Gespräch anzuschließen, doch der Gedanke, er könne damit des Guten zuviel tun, zu familiär erscheinen und möglicherweise sein Ansehen schädigen, hielt ihn zurück. Die Folge solcher Überlegungen war, daß er ständig schwieg und nur gelegentlich irgendwelche einsilbigen Laute von sich gab; und er erwarb auf diese Weise den Ruf eines äußerst langweiligen Menschen. Bei dieser *bedeutenden Persönlichkeit* also fand sich unser Akaki Akakijewitsch ein, und zwar zu einer äußerst ungünstigen Stunde, ungünstig jedenfalls für ihn; der bedeutenden Persönlichkeit freilich kam er durchaus gelegen. Die bedeutende Persönlichkeit befand sich nämlich in ihrem Arbeitsraum und unterhielt sich äußerst vergnügt mit einem vor kurzem eingetroffenen alten Bekannten und Kindheitsgespielen, den sie seit mehreren Jahren nicht

Telegram @shabarsbibliothek

gesehen hatte. In diesem Augenblick meldete man ihm einen gewissen Baschmatschkin. Er fragte abgehackt: »Wer ist das?« Man entgegnete: »Irgendein Beamter.« – »Aha! Kann warten, ich habe jetzt keine Zeit«, entschied der bedeutende Mann. Hier muß bemerkt werden, daß der bedeutende Mann einfach log. Er hatte Zeit; er und sein Freund hatten sich längst über alles ausgesprochen und fügten seit einer ganzen Weile lange Pausen ein, in denen sie einander auf die Schenkel klopften und dazu sagten: »So ist das alles, Iwan Abramowitsch!« – »Ja, eben, so ist das, Stepan Warlamowitsch!« Trotz alledem befahl er, der Beamte solle warten, um seinem Freund, der seit langem den Dienst quittiert hatte und nur noch zu Hause auf dem Dorfe lebte, zu zeigen, wie lange sich die Beamten in seinem Vorzimmer gedulden mußten. Nachdem man genug geredet und noch mehr geschwiegen, dazu in den äußerst bequemen Sesseln mit verstellbarer Rückenlehne eine kleine Zigarre geraucht hatte, tat er, als ob er sich plötzlich auf etwas besänne, und sagte zum Sekretär, der eben mit irgendwelchen Papieren in der Tür erschien: »Ja, da wartet doch draußen, glaube ich, ein Beamter; sagen Sie ihm, er kann hereinkommen.« Als er Akaki Akakijewitschs demütige Miene und seinen alten Mantel sah, wandte er sich plötzlich zu ihm um und fragte: »Was wünschen Sie?«, und zwar abgehackt und gebieterisch, so, wie er es zu Hause, in der Abgeschiedenheit seines Zimmers, vor dem Spiegel eingeübt hatte, eine

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

volle Woche bevor er den jetzigen Posten und den Generalsrang erhielt. Akaki Akakijewitsch, der sowieso schon gebührend befangen war, geriet in ziemliche Verwirrung und setzte, so gut er konnte, soweit es seine Zungenfertigkeit erlaubte und häufiger als sonst das Wörtchen ›Dingsda‹ verwendend, auseinander, der Mantel sei völlig neu gewesen, er sei ihm grausam geraubt worden und er wende sich jetzt an ihn mit der Bitte, er möge sich seiner annehmen, sich mit ... Dingsda ... mit dem Herrn Polizeichef oder wem auch immer in Verbindung setzen und den Mantel herbeischaffen helfen. Dem General erschien ein solches Begehren aus irgendeinem Grunde familiär.

»Hören Sie, mein Herr«, fuhr er noch abgehackter fort, »Sie kennen wohl die Vorschriften nicht? Wie kommen Sie überhaupt hierher? Wissen Sie nicht, wie der Geschäftsgang ist? Erst einmal hätten Sie ein Gesuch bei der Kanzlei einreichen müssen; es wäre zum Bürovorsteher, dann zum Abteilungsleiter gegangen, danach dem Sekretär übergeben worden, und der Sekretär hätte es mir zugeleitet ...«

»Euer Exzellenz«, sagte Akaki Akakijewitsch, der all sein bißchen Geistesgegenwart zusammenzunehmen versuchte und gleichzeitig fühlte, daß er entsetzlich schwitzte, »ich habe Euer Exzellenz nur darum zu bemühen gewagt, weil doch die Sekretäre ... Dingsda ... ein unzuverlässiges Volk sind ...«

»Wie? Was haben Sie gesagt?« fragte die bedeutende

Telegram @shabarsbibliothek

Persönlichkeit. »Wo nehmen Sie die Kühnheit her? Wer hat Ihnen solche Gedanken eingegeben? Was ist das für eine Rebellion gegen Vorgesetzte und Höhergestellte unter den jungen Leuten!«

Die bedeutende Persönlichkeit schien nicht bemerkt zu haben, daß Akaki Akakijewitsch schon über die Fünfzig war. Wenn man ihn als jungen Mann ansprechen konnte, dann allenfalls vergleichsweise, das heißt im Vergleich zu jemand, der bereits siebzig ist.

»Wissen Sie auch, zu wem Sie das sagen? Verstehen Sie, wen Sie vor sich haben? Verstehen Sie das, verstehen Sie das, frage ich Sie!«

Hier stampfte er mit dem Fuß und erhob die Stimme dermaßen, daß auch ein anderer als Akaki Akakijewitsch Angst bekommen hätte. Akaki Akakijewitsch erstarrte, wankte, zitterte am ganzen Körper und konnte sich beim besten Willen nicht auf den Beinen halten; wären nicht ein paar Kanzleidiener herbeigeeilt und hätten ihn gestützt, er wäre glatt hingeschlagen. Man trug ihn fast regungslos hinaus. Zufrieden mit dem Effekt, der alle Erwartungen übertroffen hatte, und ganz berauscht von dem Gedanken, daß ihre Worte einem Menschen sogar die Sinne rauben konnten, schielte die bedeutende Persönlichkeit zu dem Freund hinüber, um festzustellen, wie er das aufnahm, und wurde mit Vergnügen gewahr, daß sich der Freund recht unsicher fühlte und allmählich selber Angst bekam.

Akaki Akakijewitsch konnte sich nicht erinnern, wie

Telegram @shabarsbibliothek

er die Treppe heruntergekommen war und die Straße erreicht hatte. Er spürte weder Arme noch Beine. In seinem ganzen Leben war er von keinem General so abgekanzelt worden wie von diesem, der obendrein nicht sein Vorgesetzter war. Er ging mit offenem Mund durch den Schneesturm, der in den Straßen pfiff, und irrte in einem fort vom Bürgersteig ab; der Wind blies, wie in Petersburg üblich, aus allen vier Himmelsrichtungen, aus allen Quergassen zugleich. Im Nu hatte er eine Angina weg, und als er nach Hause kam, konnte er kein Wort mehr sprechen – sein Hals war zugeschwollen, und er mußte sich ins Bett legen. So stark kann sich mitunter eine gehörige Abkanzelung auswirken! Am folgenden Tag stellte sich hohes Fieber ein. Dank der großzügigen Unterstützung durch das Petersburger Klima schritt die Krankheit rascher fort, als man erwarten konnte, und als der Doktor erschien und ihm den Puls fühlte, fand er nichts anderes zu tun, als heiße Umschläge zu verordnen, aber auch das nur, damit der Kranke nicht ganz der Wohltaten der ärztlichen Hilfe entbehre; im übrigen erklärte er sogleich mit aller Bestimmtheit, er gebe ihm bestenfalls noch anderthalb Tage. Dann wandte er sich an die Zimmerwirtin und sagte: »Verlieren Sie, Verehrteste, keine Zeit und bestellen Sie gleich jetzt einen Fichtensarg, da ein Eichensarg für ihn wohl zu teuer sein dürfte.« Ob Akaki Akakijewitsch diese für ihn so schicksalsschweren Worte hörte oder nicht und ob sie ihn, sofern er sie hörte, erschüt-

Telegram @shabarsbibliothek

terten und er sein trauriges Leben bedauerte, bleibt ungewiß, da er sich ununterbrochen im Fieberwahn befand. Die ganze Zeit suchten ihn Traumgesichte heim, eins immer seltsamer als das andere – bald war er bei Petrowitsch und bestellte sich einen Mantel mit irgendwelchen Fallen für Diebe, die er in einem fort unter dem Bett versteckt wähnte, so daß er alle Augenblicke nach der Wirtin rief und sie das eine Mal sogar bat, den Dieb unter der Decke hervorzuholen; bald fragte er, wieso der alte ›Schlafrock‹ vor ihm hänge, wo er doch einen neuen Mantel habe; bald wieder war ihm, als stehe er vor dem General, höre sich an, wie dieser ihn abkanzelte, und sagte nur: »Verzeihung, Euer Exzellenz!«; bald endlich lästerte er sogar und stieß so schreckliche Worte hervor, daß sich die alte Wirtin, die nie dergleichen von ihm gehört hatte, sogar bekreuzigte, zumal die Worte unmittelbar der Anrede ›Euer Exzellenz‹ folgten. Danach verfiel er in völligen Unsinn, von dem man nicht das geringste verstand; man hörte nur heraus, daß seine wirren Gedanken und Worte sich immer nur um den Mantel drehten. Und schließlich hauchte der arme Akaki Akakijewitsch sein Leben aus. Weder sein Zimmer noch seine Habe wurden versiegelt, denn erstens gab es keine Erben, und zweitens war auch die Hinterlassenschaft sehr gering; sie bestand aus einem Bündel Gänsefedern, einem Packen weißen Kanzleipapiers, drei Paar Socken, zwei oder drei abgerissenen Hosenknöpfen und dem den Lesern schon

Telegram @shabarsbibliothek

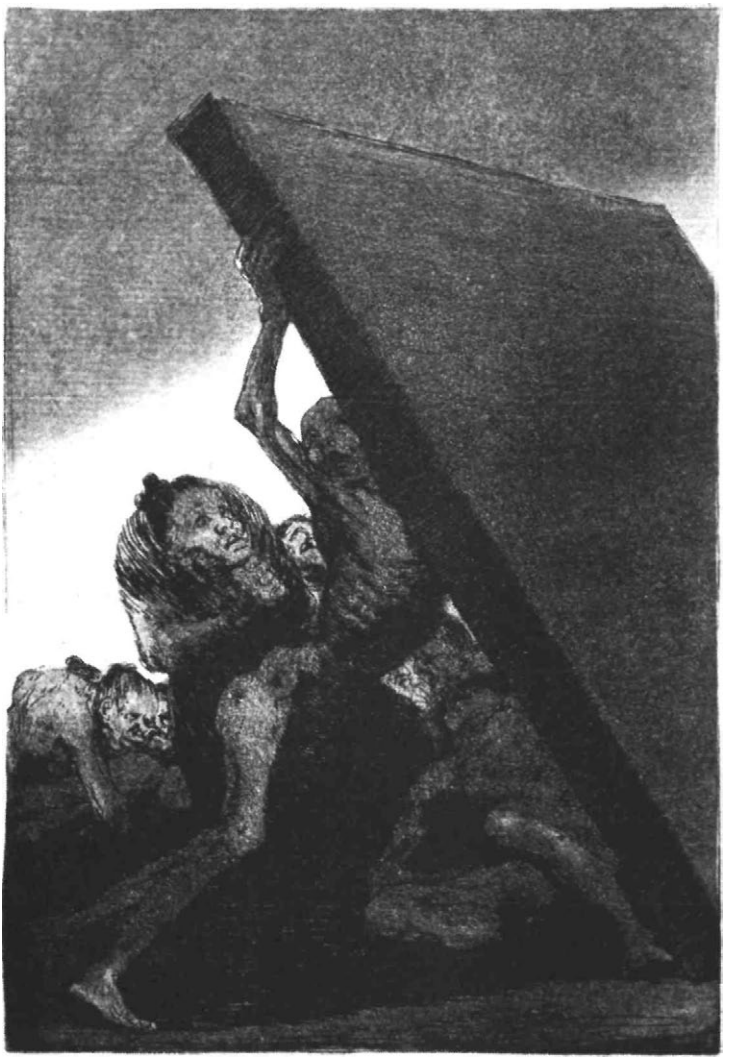
bekannten ›Schlafrocke Gott weiß, wem all das zugefallen ist – dafür hat sich, ehrlich gestanden, nicht einmal der Verfasser dieser Geschichte interessiert. Akaki Akakijewitsch wurde abgeholt und begraben. Und Petersburg blieb ohne Akaki Akakijewitsch – als hätte es ihn nie gegeben. So verschwand, ging ein Geschöpf dahin, das von niemand beschützt, von niemand geliebt worden war und für das sich niemand interessiert hatte, nicht einmal die Naturwissenschaftler, die sich doch sonst mit jeder gewöhnlichen Fliege abgeben, sie mit der Stecknadel aufspießen und unter dem Mikroskop betrachten – ein Geschöpf, das widerspruchslos allen Kanzleispott ertragen hatte und das man ohne viel Aufhebens zu Grabe trug, in dessen Leben jedoch, wenn auch erst unmittelbar vor seinem Ende, ein freundlicher Gast in Gestalt eines Mantels getreten war, der für eine kurze Weile sein ganzes armseliges Dasein erhellte, über das dann aber das Unglück hereinbrach, ebenso unerträglich, wie es über Zaren und über die Mächtigen dieser Welt hereinbricht. Wenige Tage nach seinem Tode schickte man aus dem Departement einen Kanzleidiener zu ihm mit dem Befehl, er solle unverzüglich zum Dienst erscheinen: Der Direktor habe das angeordnet. Doch der Kanzleidiener kehrte unverrichteterdinge zurück, berichtete, Akaki Akakijewitsch könne nicht kommen, und äußerte sich auf die Frage: »Warum nicht?« wie folgt: »Nun ja – weil er gestorben ist; sie haben ihn vor vier Tagen begraben.« Auf diese Weise

Telegram @shabarsbibliothek

erfuhr man im Departement von Akaki Akakijewitschs Tod, und schon am nächsten Tag saß ein neuer Beamter auf seinem Platz; er war viel größer, schrieb aber nicht so steil, sondern bedeutend geneigter und schräger.

Wer aber hätte geglaubt, daß die Geschichte von Akaki Akakijewitsch damit noch nicht zu Ende ist, daß es ihm vielmehr beschieden war, noch mehrere Tage nach seinem Tode einigermaßen geräuschvoll weiterzuleben, sozusagen zum Entgelt für sein so unbeachtet verlaufenes Leben! Doch so geschah es, und unsere nüchterne Geschichte kommt überraschend zu einem fantastischen Ende. In Petersburg verbreitete sich das Gerücht, an der Kalinkin-Brücke und in ihrer weiteren Umgebung zeigte sich nachts ein Toter in Beamtengestalt, der nach einem entwendeten Mantel suche und unter diesem Vorwand den Leuten die Mäntel ausziehe, ohne Ansehen von Amt und Rang; Mäntel mit Katzenfutter, mit Biberfutter oder auf Watte, Waschbär-, Fuchs- oder Bärenpelze, mit einem Wort, Felle und Häute aller Art, mit denen der Mensch gelernt hat, seine eigene Haut zu bedecken. Einer der Beamten des Departements sah den Toten mit eigenen Augen und erkannte sofort Akaki Akakijewitsch in ihm; das jagte ihm jedoch einen solchen Schrecken ein, daß er Hals über Kopf davonlief und deshalb nicht allzugenau hinsah – er bemerkte nur, daß Akaki Akakijewitsch ihm von weitem mit dem Finger drohte. In einem fort gingen

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

von allen Seiten Beschwerden ein, die Rücken und Schultern der Räte, und nicht nur der Titular-, sondern sogar der allergeheimsten Räte, seien infolge der nächtlichen Anschläge auf die Mäntel schutzlos der Erkältungsgefahr preisgegeben. Die Polizei verfügte, der Tote sei – ob tot oder lebendig – unbedingt zu ergreifen und exemplarisch zu bestrafen, und zwar so hart wie irgend möglich. Beinah hätte man auch Erfolg gehabt. Der Wachmann eines Abschnitts der Kirjuschkin-Gasse ertappte den Toten auf frischer Tat bei dem Versuch, einem verabschiedeten Musikanten, der einst Flöte gepfiffen hatte, den Friesmantel auszuziehen. Er packte ihn am Kragen, rief zwei Kameraden zu Hilfe, denen er auftrug, ihn festzuhalten, und griff für einen Augenblick in seinen Stiefel, um die Tabakdose aus ihm hervorzuholen und seiner schon sechsmal erfrorenen Nase eine vorübergehende Erfrischung zuzuführen; doch der Tabak war augenscheinlich von einer Art, die nicht einmal Tote vertragen. Kaum hielt der Wachmann das rechte Nasenloch mit einem Finger zu und zog mit dem linken eine halbe Prise ein, als der Tote allen dreien die Augen vollnieste. Während sie die Fäuste an die Augen führten, um sie auszuwischen, war der Tote längst über alle Berge, so daß sie nicht einmal wußten, ob sie ihn wirklich gehabt hatten oder nicht. Seither empfanden die Wachleute einen solchen Respekt vor den Toten, daß sie nicht einmal die Lebendigen zu ergreifen wagten und ihnen nur von weitem zuriefen: »He, du, geh

Telegram @shabarsbibliothek

deiner Wege!« Der Tote in Beamtengestalt begann sich sogar hinter der Kalinkin-Brücke zu zeigen und flößte allen, die nicht sehr mutig waren, einen ziemlichen Schrecken ein. Indessen haben wir die *bedeutende Persönlichkeit,* die wohl die eigentliche Ursache der fantastischen Wendung unserer im übrigen vollkommen wahren Geschichte bildet, ganz aus den Augen verloren. Vor allem erscheint es uns als Gebot der Gerechtigkeit, zu sagen, daß die *bedeutende Persönlichkeit* sehr bald, nachdem der arme, in Grund und Boden heruntergeputzte Akaki Akakijewitsch gegangen war, eine Art Reue empfand. Mitleid war diesem Mann durchaus nicht fremd; er war vieler guter Regungen fähig, wenn ihn sein Rang auch häufig hinderte, sie zu äußern. Sobald sein auf Besuch gekommener Freund gegangen war, verfiel er in Gedanken über den armen Akaki Akakijewitsch. Und er sah ihn seither fast jeden Tag vor sich – kreidebleich und der dienstlichen Abkanzelung nicht gewachsen. Der Gedanke an ihn beunruhigte ihn so sehr, daß er sich nach einer Woche sogar entschloß, einen Beamten zu ihm zu schicken, um zu erfahren, was denn nun mit ihm sei und ob man ihm nicht in der Tat irgendwie helfen könne. Als man ihm dann aber meldete, Akaki Akakijewitsch sei jählings von einem Fieber hingerafft worden, war er geradezu erschüttert, verspürte Gewissensbisse und verbrachte den ganzen Tag bei schlechtester Laune. Um sich ein wenig zu zerstreuen und die unangenehmen Gedanken loszuwer-

Telegram @shabarsbibliothek

den, machte er sich abends zu einem guten Bekannten auf und fand eine äußerst ehrenhafte Gesellschaft bei ihm vor – das beste an ihr war, daß sich so gut wie alle im gleichen Rang befanden, so daß er sich in keiner Weise gehemmt zu fühlen brauchte. Das übte eine erstaunliche Wirkung auf seine seelische Verfassung aus. Er ging aus sich heraus, war liebenswürdig, wußte fesselnd zu plaudern – kurz, er verbrachte den Abend sehr angenehm. Er trank beim Essen zwei Glas Champagner – ein Mittel, das bekanntlich recht gute Dienste tut, das Gemüt zu erheitern. Der Champagner gab ihm die Lust zu allerlei Extratouren ein. So beschloß er, nicht gleich nach Hause zu fahren, sondern bei Karolina Iwanowna hereinzuschauen, einer Dame, die, wie es scheint, deutscher Herkunft war und zu der er in ausgesprochen freundschaftlichen Beziehungen stand. Es muß bemerkt werden, daß die bedeutende Persönlichkeit ein Mann in den Jahren, ein guter Gatte und würdiger Familienvater war. Zwei Söhne, von denen der eine bereits in einer Kanzlei beschäftigt war, und eine anmutige sechzehnjährige Tochter mit einem leicht aufwärtsgebogenen, aber hübschen Naschen stellten sich jeden Tag zum Handkuß bei ihm ein und sagten ihr ›Bonjour, papa!‹ her. Seine Frau, noch frisch und sogar keineswegs übel anzuschauen, reichte ihm erst ihre Hand zum Kuß, drehte sie dann um und küßte ihm die seine. Doch die bedeutende Persönlichkeit, die mit den häuslichen Zärtlichkeiten von Seiten der Familie im übrigen durchaus

Telegram @shabarsbibliothek

zufrieden war, sah es als angebracht an, eine Freundin in einem anderen Stadtteil zu haben. Diese Freundin war keineswegs hübscher oder jünger als seine Frau – doch solche Rätsel gibt es nun einmal auf der Welt, und über sie zu urteilen, ist nicht unsere Sache. Die bedeutende Persönlichkeit kam also die Treppe herunter, stieg in den Schlitten und sagte zum Kutscher: »Zu Karolina Iwanowna«, wobei sie sich, wunderbar mollig in ihren warmen Mantel gehüllt, in jener angenehmen Stimmung befand, die für die russischen Menschen das beste ist, was man sich wünschen kann, das heißt in jener Stimmung, da man an gar nichts denkt, da einem die Gedanken von selber zufliegen, der eine immer erfreulicher als der andere; man ist sogar der Mühe enthoben, nach ihnen zu haschen und sie zu suchen. Mit Vergnügen erinnerte er sich all der heiteren Augenblicke dieses Abends, all der Worte, die diesen kleinen Kreis zum Lachen gebracht hatten; viele von ihnen wiederholte er sogar halblaut und fand sie ebenso komisch wie zuvor – es war daher nicht verwunderlich, daß er vor sich hin schmunzelte. Hin und wieder störte ihn freilich der böige Wind, der plötzlich, Gott weiß woher und aus welchem Grunde, losbrach und ihm regelrecht ins Gesicht schnitt, ihn mit Schneeflocken überschüttete, den Mantelkragen gleich einem Segel blähte oder mit übernatürlicher Gewalt über dem Kopf zusammenschlug – er hatte ununterbrochen damit zu tun, den Kopf wieder frei zu bekommen. Plötzlich fühlte er, wie jemand ihn

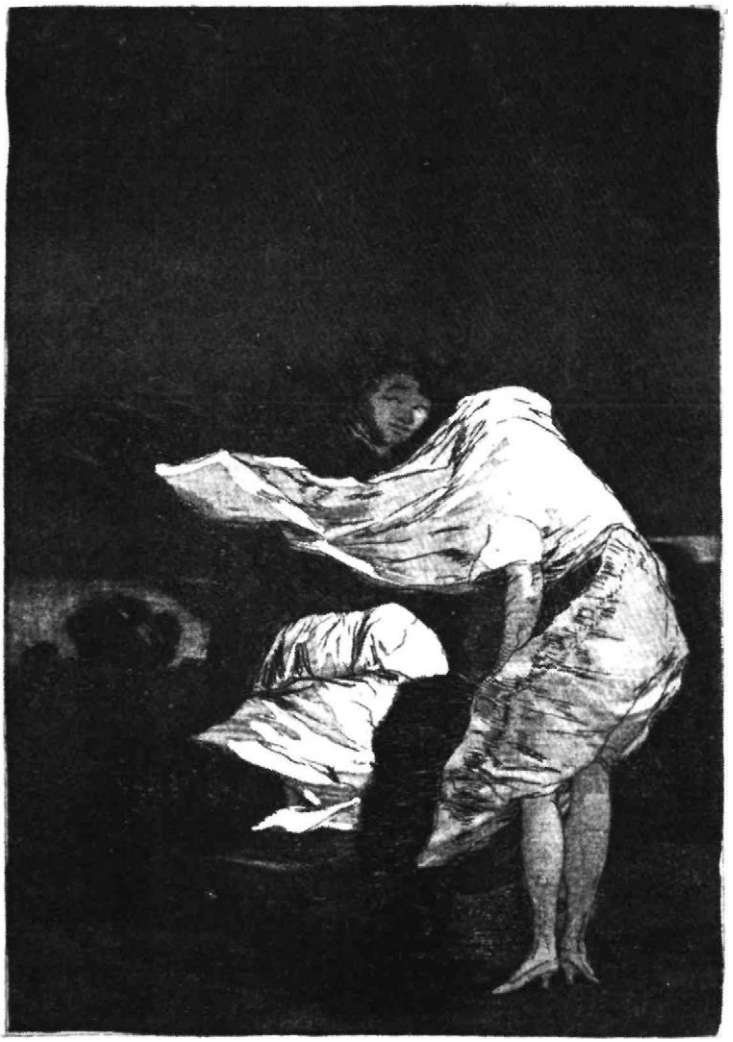
Telegram @shabarsbibliothek

am Kragen packte. Er wandte sich um, erblickte einen kleinen Mann in einem alten, abgetragenen Mantel und erkannte zu seinem Entsetzen Akaki Akakijewitsch. Sein Gesicht war weiß wie Schnee und sah genau wie das eines Toten aus. Doch das Entsetzen der bedeutenden Persönlichkeit überstieg alles Maß, als der Tote die Lippen krümmte und, schrecklichen Grabeshauch ausströmend, sagte: »Aha! Da bist du ja endlich! Endlich habe ich dich am ... Dingsda ... am Kragen! Dein Mantel ist haargenau, was ich brauche! Du hast dich nicht um meinen bemüht und mich obendrein auch noch abgekanzelt – also her jetzt mit deinem!« Die arme bedeutende Persönlichkeit wäre beinahe gestorben. So selbstbewußt sie in der Kanzlei und überhaupt vor Niedriger gestellten auftrat, und obwohl jedermann, der ihre mannhafte Gestalt und Miene sah, gleich sagte: »Hu, ist das ein Charakter!«, bekam sie es hier, wie viele Leute von hünenhafter Gestalt an ihrer Stelle bekommen hätten, so mit der Angst, daß sie nicht ohne Grund einen krankhaften Anfall befürchtete. Sie warf sogar selber so rasch wie möglich den Mantel ab und rief dem Kutscher mit einer Stimme zu, die niemand an ihr kannte: »Nach Hause! Fahr, was du kannst!« Als der Kutscher den Ton hörte, in dem das gesagt war, den Ton, der gewöhnlich nur in entscheidenden Augenblikken angeschlagen und vielfach sogar durch wesentlich Wirkungsvolleres unterstützt wird, zog er für alle Fälle den Kopf ein, schwang die Peitsche und jagte dahin wie

Telegram @shabarsbibliothek

ein Pfeil. Sechs Minuten später – es kann auch ein bißchen mehr gewesen sein – befand sich die bedeutende Persönlichkeit schon vor dem Eingang ihres Hauses. Blaß, völlig verstört und ohne Mantel, kam sie statt bei Karolina Iwanowna zu Hause an, schleppte sich mit Mühe in ihr Zimmer und verbrachte eine äußerst unruhige Nacht, so daß die Tochter am Tage darauf beim Morgentee geradeheraus sagte: »Du bist aber heute sehr blaß, Papa.« Der Papa jedoch schwieg sich aus und sagte kein Wort davon, wo er gewesen und was ihm passiert war, auch nicht, wohin er hatte fahren wollen. Diese Begebenheit hinterließ einen tiefen Eindruck in ihm. Er sagte sogar viel seltener als früher zu seinen Untergebenen: »Was nehmen Sie sich heraus? Verstehen Sie, wen Sie vor sich haben?« Sagte er es aber doch, dann nur, nachdem er sich angehört hatte, worum es sich handelte. Noch viel bemerkenswerter jedoch war, daß sich von da an der tote Beamte nicht mehr zeigte; offenbar paßte ihm der Generalsmantel ganz genau – jedenfalls hörte man nirgends mehr von Fällen, da jemandem der Mantel ausgezogen worden war. Im übrigen wollten sich viele rastlose und ewig besorgte Leute durchaus noch nicht beruhigen und raunten davon, in den entfernteren Stadtteilen tauchte der Tote immer noch auf. Und wirklich sah ein Wachmann in Kolomna mit eigenen Augen, wie hinter einem Hause hervor ein Gespenst erschien. Weil er jedoch von Natur ein wenig schwächlich und eines Tages von einem ganz gewöhnli-

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

chen größeren Ferkel, das plötzlich aus einem Hause hervorschoß, zu Boden gerissen worden war – zum größten Gaudium der in der Nähe haltenden Droschkenkutscher, denen er dann als Buße für ihr Gespött je zehn Kopeken für Tabak abverlangte –, weil er also ein wenig schwächlich war, wagte er das Gespenst nicht anzuhalten, sondern ging ihm nur in der Dunkelheit nach, bis es sich plötzlich umwandte, stehenblieb und fragte: »Willst du was von mir?« Und es drohte ihm dabei mit einer Faust, wie man sie selbst bei Lebenden kaum findet. Der Wachmann entgegnete nur: »Nein, nichts!« und machte schleunigst kehrt. Dieses Gespenst aber war bedeutend größer, trug einen riesigen Schnauzbart und verschwand, seine Schritte offenbar zur Obuchow-Brücke lenkend, in der nächtlichen Finsternis.

Telegram @shabarsbibliothek

Die Nase

1

Am 25. des Monats März ereignete sich in Petersburg ein außerordentlich merkwürdiger Vorfall. Der Barbier Iwan Jakowlewitsch, wohnhaft am Wosnessenski Prospekt – sein Nachname ist nicht erhalten, und selbst das Firmenschild, auf dem man einen Herrn mit eingeseifter Wange sieht und die Inschrift liest: ›Es wird auch zur Ader gelassene gibt keinerlei nähere Auskunft –, der Barbier Iwan Jakowlewitsch also erwachte ziemlich früh und verspürte den Geruch von heißem Brot. Er richtete sich im Bett auf und sah, daß seine Ehefrau, eine respektable Dame, die sehr gern Kaffee trank, frisch gebackene Brote aus dem Ofen nahm.

»Heute, Praskowja Ossipowna, werde ich keinen Kaffee trinken«, sagte Iwan Jakowlewitsch, »ich möchte statt dessen heißes Brot mit Zwiebeln essen.«

Eigentlich hätte Iwan Jakowlewitsch am liebsten das eine wie das andere gehabt, er wußte aber, daß es völlig unmöglich war, zwei Dinge auf einmal zu verlangen; solche Grillen konnte Praskowja Ossipowna durchaus nicht leiden. Soll doch der Dummkopf Brot essen; desto besser für mich, sagte sich die Ehefrau im stillen, bleibt

Telegram @shabarsbibliothek

eine Kaffeeportion mehr für mich übrig. Und sie warf ein Brot auf den Tisch.

Iwan Jakowlewitsch zog sich anstandshalber über das Nachthemd den Frack an, setzte sich an den Tisch, schüttete ein Häufchen Salz darauf, richtete zwei Zwiebeln zu, nahm das Messer in die Hand und machte sich mit wichtiger Miene ans Schneiden des Brotes. Er schnitt es in zwei Hälften, sah sich das Innere an und erblickte zu seiner Verwunderung etwas Weißes. Kwan Jakowlewitsch kratzte vorsichtig mit dem Messer daran herum und befühlte es mit dem Finger. Einigermaßen fest, sagte er zu sich selber, was mag es nur sein?

Er faßte es mit den Fingern und zog eine Nase heraus! Iwan Jakowlewitsch versagten geradezu die Hände; er rieb sich die Augen und tastete nochmals daran herum – eine Nase, wahrhaftig, eine Nase! Und obendrein auch noch eine, die ihm bekannt vorkam! Entsetzen malte sich auf seinem Gesicht. Doch dieses Entsetzen war nichts im Vergleich zu der Empörung, die seine Ehefrau packte.

»Wem hast du Unmensch diese Nase abgeschnitten?« schrie sie ihn zornig an. »Spitzbube! Trunkenbold! Ich melde es persönlich der Polizei. So ein Halunke! Ich habe schon von drei Seiten gehört – du zerrst die Leute beim Rasieren so an der Nase, daß sie kaum noch dran bleibt.«

Doch Iwan Jakowlewitsch war ohnehin mehr tot als lebendig. Er hatte die Nase erkannt – sie gehörte nie-

Telegram @shabarsbibliothek

mand anderem als dem Kollegienassessor Kowaljow, den er jeden Mittwoch und Sonntag rasierte.

»Halt ein, Praskowja Ossipowna! Ich wickle sie in ein Läppchen und lege sie in die Ecke; mag sie dort ein bißchen liegen, später schaff ich sie dann hinaus.«

»Davon will ich nichts hören! Ich soll erlauben, daß bei mir im Zimmer eine abgeschnittene Nase herumliegt? Herzloser Knacker! Kann weiter nichts als mit dem Rasiermesser auf dem Riemen herumkratzen – seiner Pflicht nachzukommen, dazu wird er bald überhaupt nicht mehr in der Lage sein, Herumtreiber verdammter! Ich soll mich wohl für dich vor der Polizei verantworten? ... Hach, du Schmutzfink, du dämlicher Klotz! Fort mit ihr! Fort! Schaff sie, wohin du willst! Verdufte damit!«

Iwan Jakowlewitsch war buchstäblich erschlagen. Er dachte immerfort nach und wußte trotz allem nicht, was er denken sollte.

»Weiß der Teufel, wie das gekommen ist«, sagte er schließlich und kratzte sich hinterm Ohr. »Ob ich gestern betrunken nach Hause gekommen bin oder nicht, kann ich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Allen Anzeichen nach aber stellt sich diese Begebenheit als vernunftwidrig dar, denn Brot ist etwas Gebackenes, während eine Nase etwas ganz anderes ist. Da finde sich einer zurecht!«

Iwan Jakowlewitsch verstummte. Bei dem Gedanken, die Polizei könne die Nase bei ihm finden und ihn zur

Telegram @shabarsbibliothek

Rechenschaft ziehen, schwanden ihm die Sinne. Er glaubte bereits einen roten, hübsch mit Silber bestickten Kragen nebst dem dazugehörigen Degen vor sich zu sehen und zitterte an allen Gliedern. Schließlich holte er sein Unterzeug und die Stiefel hervor, zog sich all diesen Plunder an, wickelte die Nase in einen Lappen und verließ, von Praskowja Ossipownas nachdrücklichen Ermahnungen begleitet, das Haus.

Er wollte die Nase irgendwo verstecken – unter einen Prellstein vor einem Haustor zum Beispiel – oder sie, gleichsam versehentlich, fallen lassen und rasch in eine Quergasse abbiegen. Aber er traf zu seinem Pech immerfort einen Bekannten, der ihm sogleich mit der Frage kam: »Wo gehst du hin?« oder: »Wen willst du so früh rasieren?« So konnte er den Augenblick durchaus nicht abpassen. Einmal war es ihm schon gelungen, die Nase tatsächlich fallen zu lassen, doch ein Stadtwächter wies bereits von weitem mit der Hellebarde auf sie und rief ihm zu:

»Heb auf. Du hast da was fallen lassen!«

Und Iwan Jakowlewitsch mußte die Nase aufheben und wieder in die Tasche stecken. Verzweiflung packte ihn, zumal die Straßen sich immer stärker belebten, je mehr Geschäfte und Läden geöffnet wurden.

Er beschloß, zur Isaak-Brücke zu gehen – vielleicht gelang es ihm, die Nase in die Newa zu werfen ... Ich fühle mich jedoch vor dem Leser ein wenig schuldig, weil ich über Iwan Jakowlewitsch, einen in vieler Hin-

Telegram @shabarsbibliothek

sicht ehrenwerten Mann, bisher noch nichts gesagt habe.

Iwan Jakowlewitsch war wie jeder anständige russische Handwerker ein schrecklicher Säufer. Und obwohl er jeden Tag anderer Leute Kinn rasierte, blieb sein eigenes ewig unrasiert. Iwan Jakowlewitschs Frack (und er trug nie einen Gehrock) war scheckig; das heißt, er war eigentlich schwarz, aber voller braungelber und grauer Flecken; der Kragen glänzte vor Speck, und anstelle dreier Knöpfe hingen nur noch die Fäden herab. Iwan Jakowlewitsch war ein großer Zyniker, und wenn der Kollegienassessor Kowaljow ihm beim Rasieren wie gewöhnlich sagte: »Bei dir, Iwan Jakowlewitsch, stinken ewig die Hände!«, dann fragte Iwan Jakowlewitsch zurück: »Ja, weshalb sollten sie denn stinken?« – »Das, mein Bester, weiß ich nicht, jedenfalls stinken sie«, pflegte der Kollegienassessor zu erwidern, und Iwan Jakowlewitsch nahm eine Prise Tabak, schnupfte und seifte ihn dafür außer auf der Wange und unter der Nase auch hinter den Ohren und unter dem Bart ein, kurz – wo er gerade Lust hatte.

Dieser ehrenwerte Bürger befand sich inzwischen schon auf der Isaak-Brücke. Er blickte sich vor allem um; dann beugte er sich über das Geländer, als wolle er unter die Brücke schauen – ob da viel Fische schwömmen –, und schleuderte den Lappen mit der Nase verstohlen ins Wasser. Ihm war, als habe er zehn Pud auf einmal abgeworfen; Iwan Jakowlewitsch lächelte sogar. Statt allerlei Beamten das Kinn rasieren zu gehen, schlug

Telegram @shabarsbibliothek

er den Weg zu einer Gastwirtschaft mit dem Aushängeschild ›Speisen und Tee‹ ein, um ein Glas Punsch zu trinken, bemerkte aber plötzlich am Ende der Brücke einen Abschnittsvorsteher von vornehmem Äußeren, mit breitem Backenbart, Dreispitz und Degen. Er erstarrte; der Abschnittsvorsteher indessen winkte ihn heran und sagte:

»Komm doch mal her, mein Lieber!«

Iwan Jakowlewitsch, der wußte, was sich gehört, nahm schon in einiger Entfernung die Mütze ab, trat rasch auf ihn zu und sagte:

»Ich wünsche Euer Wohlgeboren beste Gesundheit!«

»Nein, nein, Verehrter, nichts da von Wohlgeboren! Sag mir lieber, was hast du auf der Brücke gemacht?«

»Bei Gott, mein Herr, ich war jemand rasieren und habe nur mal nachgeschaut, wie stark die Strömung ist.«

»Schwindel, alles Schwindel! So kommst du nicht davon. Antworte mir gefälligst!«

»Ich bin bereit, Euer Gnaden ohne Murren zweimal und sogar dreimal in der Woche zu rasieren«, entgegnete Iwan Jakowlewitsch.

»Nein, mein Freund, das zieht nicht! Ich habe schon drei Barbiere, die mich rasieren und die das obendrein als große Ehre ansehen. Erzähl mir mal gefälligst, was du dort auf der Brücke gemacht hast!«

Iwan Jakowlewitsch erblaßte ... Doch hier hüllt sich die Angelegenheit in völligen Nebel, und was sich weiter zutrug, ist gänzlich unbekannt.

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

2

Der Kollegienassessor Kowaljow erwachte ziemlich früh und machte mit den Lippen ›Brrr‹. Das tat er jedesmal, wenn er erwachte, obgleich er selber nicht hätte erklären können, warum. Er reckte sich und ließ sich den kleinen Spiegel geben, der auf dem Tisch stand. Er wollte sich den Pickel ansehen, der sich gestern abend auf seiner Nase gebildet hatte; zu seinem größten Erstaunen stellte er jedoch fest, daß dort, wo sich seine Nase befunden hatte, eine völlig ebene Stelle war! Kowaljow erschrak, ließ sich Wasser bringen und wischte sich mit dem Handtuch die Augen blank – tatsächlich, die Nase war weg! Er befühlte die Stelle mit den Fingern, um sich zu vergewissern, daß er nicht träumte. Nein, das schien nicht der Fall zu sein. Der Kollegienassessor Kowaljow sprang aus dem Bett und schüttelte sich – die Nase war weg! Er ließ sich schleunigst die Kleidung bringen, zog sich an und machte sich Hals über Kopf zum Oberpolizeimeister auf.

Indessen scheint mir erforderlich, einiges über Kowaljow zu sagen, damit der Leser sieht, von welcher Art dieser Kollegienassessor war. Kollegienassessoren, die diesen Rang mit Hilfe von Bildungsattesten erwerben, kann man auf keinen Fall mit denen vergleichen, die im Kaukasus ›gemacht‹ wurden. Das sind zwei völlig ver-

Telegram @shabarsbibliothek

schiedene Kategorien. Gebildete Kollegienassessoren ... Doch Rußland ist ein merkwürdiges Land, in dem alle Kollegienassessoren, von Riga bis nach Kamtschatka, unvermeidlich alles auf sich beziehen, was man von einem einzelnen Kollegienassessor sagt. Das gilt auch für alle anderen Ränge und Stände. Kowaljow war ein ›kaukasischer‹ Kollegienassessor. Er stand erst seit zwei Jahren in diesem Rang und konnte es infolgedessen keinen Augenblick vergessen; er nannte sich jedoch, um sich mehr Vornehmheit und Gewicht zu geben, niemals Kollegienassessor, sondern stets nur Major. »Hör zu, mein Schatz«, pflegte er zu sagen, wenn er ein Frauenzimmer auf der Straße traf, das mit Vorhemden handelte, »komm doch zu mir ins Haus; ich wohne in der Sadowaja. Du brauchst nur zu fragen: ›Wohnt hier nicht der Major Kowaljow?‹ Und jeder wird es dir zeigen.« Hatte sie aber ein niedliches Lärvchen, dann gab er ihr obendrein eine heimliche Weisung und fügte hinzu: »Frag nach der Wohnung des Majors Kowaljow, mein Herzchen.« Aus diesem Grunde werden auch wir den Kollegienassessor im weiteren nur noch Major nennen.

Major Kowaljow pflegte jeden Tag auf dem Newski Prospekt spazierenzugehen. Der Kragen seines Vorhemdes war immer makellos rein und gut gestärkt. Sein Backenbart war von der Art, wie man ihn bis auf den heutigen Tag bei Landmessern einer Gouvernements- oder Kreisverwaltung, bei Architekten und Regimentsärzten, bei Leuten, die den verschiedensten polizeili-

Telegram @shabarsbibliothek

chen Obliegenheiten nachgehen, sowie überhaupt bei all den braven Männern zu sehen bekommt, die volle, rote Wangen haben und ausgezeichnete Bostonspieler sind; diese Backenbärte ziehen sich haargenau von der Mitte der Wange bis unmittelbar an die Nase hin. Major Kowaljow trug zahllose Siegelplättchen aus Karneol an einer Kette – solche mit Wappen und solche, auf denen nur Mittwoch, Donnerstag, Montag und so weiter eingeschnitten war. Er hatte seine Gründe gehabt, nach Petersburg zu kommen; er wollte sich hier nach einer Stellung umsehen, die seinem Rang entsprach – wenn es gelang, wollte er Vizegouverneur, wenn nicht, dann wenigstens Exekutor in einem angesehenen Departement werden. Major Kowaljow war auch nicht abgeneigt zu heiraten, allerdings nur, wenn die Braut ein Kapital von zweihunderttausend Rubel in die Ehe einbrachte. Der Leser kann jetzt selber ermessen, in welcher Lage sich der Major befand, als er anstelle seiner wohlgeformten und normal großen Nase eine höchst idiotische, ebene, glatte Stelle vorfand.

Auf der Straße zeigte sich zu seinem Pech nicht eine einzige Droschke, und er mußte zu Fuß gehen; er mummte sich in seinen Mantel ein, hielt das Taschentuch vors Gesicht und tat, als habe er Nasenbluten. Aber vielleicht habe ich mir das nur eingebildet, es kann doch einfach nicht sein, daß einem mir nichts, dir nichts die Nase abhanden kommt, dachte er und betrat eine Konditorei – eigens, um in den Spiegel zu schauen. Zu sei-

Telegram @shabarsbibliothek

nem Glück war sie ganz leer; die Kellnerlehrlinge fegten den Fußboden und rückten die Stühle zurecht; einige trugen mit verschlafenen Augen Tabletts voll heißer Pastetchen herein; auf Tischen und Stühlen lagen die gestrigen Zeitungen herum, fleckig vom vergossenen Kaffee. »Na, Gott sei Dank, es ist niemand da«, sagte er, »jetzt kann ich mich anschauen.« Er trat zaghaft vor den Spiegel und sah hinein. »So etwas von Gemeinheit, hol's der Teufel!« stieß er hervor und spie aus. »Wenn doch anstelle der Nase wenigstens etwas anderes wäre, aber nein – gar nichts!«

Er biß sich ärgerlich auf die Lippen, verließ die Konditorei und beschloß, entgegen seiner Gewohnheit, niemanden anzusehen und niemandem zuzulächeln. Plötzlich blieb er wie angewurzelt vor einem Hauseingang stehen; ein unerklärlicher Vorgang spielte sich vor seinen Augen ab – am Eingang hielt eine Karosse; der Wagenschlag öffnete sich; ein Herr in Uniform sprang, leicht gebückt, heraus und eilte die Treppe hinauf. Wie groß aber war das Erstaunen, ja das Entsetzen Kowaljows, als er die eigene Nase in ihm erkannte! Bei diesem ungewöhnlichen Anblick stand alles in seinen Augen kopf, so jedenfalls schien es ihm; er fühlte, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, beschloß aber dennoch, koste es, was es wolle, die Rückkehr dieses Herrn zu seinem Wagen abzuwarten; er zitterte wie im Fieber. Nach zwei Minuten trat der Herr, der seine Nase war, tatsächlich aus dem Haus. Er hatte eine

Telegram @shabarsbibliothek

goldbestickte Uniform mit hohem Stehkragen an; die Beinkleider waren aus Sämischleder; er trug einen Degen. Der federverzierte Hut ließ darauf schließen, daß er im Range eines Staatsrats stand. Aus allem war ersichtlich, daß er unterwegs war, um Visiten zu machen. Er blickte sich nach allen Seiten um, rief dem Kutscher zu: »Fahr vor!«, stieg ein und rollte davon.

Der arme Kowaljow war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Er wußte nicht, was er von einer so seltsamen Begebenheit denken sollte. In der Tat, wie war es möglich, daß die Nase, die noch gestern in seinem Gesicht gesessen hatte, umherfahren und umhergehen konnte, und noch dazu in Uniform! Er rannte hinter dem Wagen her, der glücklicherweise nur eine kurze Strecke fuhr und vor der Kasaner Kathedrale anhielt.

Er eilte die Stufen hinauf, drängte sich an der Reihe der alten Bettlerinnen vorbei, deren Gesichter, bis auf zwei Öffnungen für die Augen, ganz verhüllt waren und über die er sich früher so gerne lustig gemacht hatte, und betrat das Innere der Kirche. Es waren nur wenige Andächtige versammelt; alle standen in der Nähe der Tür. Kowaljow fühlte sich so erregt, daß er unmöglich beten konnte und immer nur mit den Augen nach jenem Herrn suchte, in allen Ecken. Schließlich erblickte er ihn – er stand ein wenig abseits, verbarg das Gesicht völlig hinter dem hohen Kragen und betete mit dem Ausdruck größter Gottesfurcht.

Wie nähere ich mich ihm? fragte sich Kowaljow. Aus

Telegram @shabarsbibliothek

der Uniform, dem Hut, mit einem Wort, aus allem ist zu ersehen, daß er Staatsrat ist. Weiß der Teufel, wie man an ihn herankommt.

Er versuchte, sich durch Hüsteln bemerkbar zu machen, doch die Nase gab ihre andächtige Haltung keinen Augenblick auf und fuhr fort, sich vor den Heiligenbildern zu verneigen.

»Mein Herr«, sagte Kowaljow und gab sich einen Ruck, »mein Herr ...«

»Sie wünschen?« fragte die Nase und wandte sich zu ihm um.

»Ich kann mich nur wundern, mein Herr ... Mir scheint ... Sie sollten wissen, wo Sie hingehören. Aber wo finde ich Sie plötzlich? In der Kirche! Sie werden zugeben ...«

»Entschuldigen Sie, ich komme nicht dahinter, wovon Sie zu reden belieben. Würden Sie es mir bitte erklären!«

Wie soll ich es ihm erklären, fragte sich Kowaljow, faßte sich aber ein Herz und begann:

»Gewiß, ich bin ... ich bin übrigens Major. Sie werden zugeben, daß es unschicklich für mich ist, ohne Nase herumzulaufen. Eine Händlerin, die an der Wosnessenski-Brücke geschälte Apfelsinen verkauft, mag ohne Nase auskommen; ich jedoch, der Aussicht auf den Posten ... Aber lassen wir das ... Ich bin darüber hinaus mit allerlei Damen bekannt und verkehre in vielen Salons – bei der Staatsrätin Tschechtarjowa und

Telegram @shabarsbibliothek

anderen. So urteilen Sie doch selbst ... Ich weiß nicht recht, mein Herr ...« An dieser Stelle zuckte Major Kowaljow mit den Schultern. »Entschuldigen Sie ... Aber wenn man das alles nach den Gesetzen von Pflicht und Ehre betrachtet ... Sie werden selber begreifen ...«

»Ich begreife nicht das geringste«, entgegnete die Nase. »Erklären Sie sich bitte deutlicher!«

»Mein Herr ...«, erwiderte Kowaljow mit einem gewissen Selbstbewußtsein. »Ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte verstehen soll ... Die ganze Angelegenheit ist doch wohl völlig klar ... Oder wollen Sie etwa ... Aber Sie sind doch meine eigene Nase!«

Der Herr, der die Nase war, sah den Major an, und seine Brauen zogen sich ein wenig zusammen.

»Sie irren, mein Herr. Ich existiere an sich. Darüber hinaus sind engere Beziehungen zwischen Ihnen und mir auch gar nicht möglich. Nach den Knöpfen Ihrer Uniform zu urteilen, gehören Sie zu einem anderen Ressort.«

Nach diesen Worten wandte sich der Herr, der die Nase war, von Kowaljow ab und fuhr fort zu beten.

Kowaljow war wie vor den Kopf gestoßen; er wußte nicht, was er tun, nicht einmal, was er denken sollte. In diesem Augenblick vernahm er das angenehme Rauschen von Frauenkleidern; eine ältere Dame, ganz in Spitzen, und eine junge, gertenschlanke in einem weißen, die schmale Taille höchst reizvoll modellierenden Kleid, mit einem mattgelben Hut, der leicht war wie

Telegram @shabarsbibliothek

ein Baiser, blieben in seiner Nähe stehen. Hinter ihnen pflanzte sich ein hochgewachsener Heiduck mit üppigem Backenbart und einem vollen Dutzend Kragen übereinander auf und öffnete die Tabakdose.

Kowaljow trat näher, zupfte den Batistkragen seines Vorhemdes heraus, ordnete die an der goldenen Kette hängenden Siegelplättchen, sah sich lächelnd nach allen Seiten um und wandte seine Aufmerksamkeit der federleichten Dame zu, die sich wie eine Frühlingsblume neigte und ihre weiße Hand mit den fast durchsichtigen Fingern an die Stirn führte. Kowaljows Lächeln wurde noch breiter, als er ihr schneeweißes rundes Kinn und einen Teil der Wange unter dem Hut erblickte – sie war von der Farbe der ersten Rose im Lenz. Doch plötzlich prallte er zurück, als hätte er sich verbrannt. Er erinnerte sich, daß er anstelle seiner Nase nichts, einfach nicht das geringste hatte, und Tränen traten ihm in die Augen. Er wandte sich um; er wollte dem Herrn in der vornehmen Uniform geradeheraus sagen, daß er sich nur als Staatsrat aufspiele, daß er ein Spitzbube, ein Halunke, daß er nichts weiter als Kowaljows eigene Nase sei. Doch der Herr, der Kowaljows Nase war, war fort – vermutlich wieder davongejagt, um irgendwem eine Visite abzustatten.

Verzweiflung befiel Kowaljow. Er machte kehrt, blieb eine kleine Weile unter den Kolonnaden stehen und sah sich aufmerksam nach allen Seiten um – ob sich nicht irgendwo die Nase zeigte. Er erinnerte sich sehr genau, daß der Hut mit Federn besetzt und die Uniform

Telegram @shabarsbibliothek

mit Gold bestickt gewesen war, doch weder den Mantel noch die Farbe der Karosse oder der Pferde hatte er sich gemerkt; er wußte nicht einmal, ob hinten ein Lakai gestanden hatte, und wenn ja, dann nicht, in was für einer Livree. Überdies jagten so viele Wagen in beiden Richtungen und so rasch dahin, daß es gar nicht leicht war, einen bestimmten herauszufinden; doch selbst wenn ihm ein Wagen aufgefallen wäre – er hätte ihn nicht anhalten können. Es war ein wunderschöner sonniger Tag. Eine Fülle von Menschen bevölkerte den Newski; ganze Blumenkaskaden von Damen ergossen sich über die Bürgersteige, von der Polizejski- bis zur Anitschkow-Brücke. Da kam ja auch sein Bekannter, der Hofrat, daher, den er mit Oberstleutnant anzureden pflegte, besonders in Gegenwart anderer. Und da Jarygin, Bürovorsteher beim Senat, ein guter Freund von ihm, der jedesmal, wenn er im Boston aufs Ganze ging, das Spiel verlor. Und da ein anderer Major, der seinen Assessortitel im Kaukasus erworben hatte – er winkte ihm zu, er solle zu ihm herüberkommen ...

»Ach, hol euch alle der Teufel!« sagte Kowaljow. »He, Kutscher, fahr mich geradeswegs zum Oberpolizeimeister!« Kowaljow stieg ein und schrie dem Kutscher in einem fort zu:

»Fahr, was du kannst! – Ist der Oberpolizeimeister zu sprechen?« rief er aus, sobald er den Flur betrat.

»Leider nein«, entgegnete der Pförtner, »er ist soeben fortgefahren.«

Telegram @shabarsbibliothek

»Da haben wir's!«

»Ja«, setzte der Pförtner hinzu, »es ist noch gar nicht lange her, aber jetzt ist er fort. Ein paar Minuten früher, und Sie hätten ihn vielleicht noch angetroffen.«

Kowaljow stieg, ohne das Taschentuch vom Gesicht zu nehmen, wieder in die Droschke und rief mit verzweifelter Stimme:

»Fahr zu!«

»Wohin denn?« fragte der Kutscher.

»Geradeaus!«

»Wie das – geradeaus? Die Straße gabelt sich hier. Nach rechts oder nach links?«

Diese Frage brachte Kowaljow zur Besinnung und nötigte ihn, aufs neue nachzudenken. In seiner Lage schien es das beste, sich vor allem an die Verwaltung für Sitte und Anstand zu wenden, nicht etwa darum, weil diese Behörde unmittelbare Beziehungen zur Polizei unterhielt, sondern nur darum, weil sie ihre Entscheidungen wesentlich schneller als andere Dienststellen treffen konnte; dagegen wäre es verfehlt gewesen, sich an die Leitung jener Stelle zu halten, bei der die Nase bedienstet zu sein behauptete; allein schon aus ihren Antworten ließ sich ersehen, daß für sie nichts heilig war und daß sie in dieser Sache genauso lügen konnte, wie sie bereits gelogen hatte, als sie versicherte, ihn nie gesehen zu haben. Kowaljow wollte also schon zur Verwaltung für Sitte und Anstand fahren, sagte sich aber plötzlich, dieser Spitzbube und Gauner, der ihm schon einmal

Telegram @shabarsbibliothek

so unverschämt gekommen war, könne sich die Zeit, die man ihm ließ, bequem zunutze machen und aus der Stadt verschwinden – alle Nachforschungen würden dann vergeblich sein, oder sie könnten sich, was Gott verhüten möge, einen Monat lang hinziehen. Schließlich schien ihm der Himmel selbst eine Erleuchtung zu schicken. Er beschloß, sich schleunigst an die Inseratenabteilung einer Zeitung zu wenden, um noch rechtzeitig eine Annonce mit der genauen Beschreibung des Gesuchten aufzugeben, damit jeder, der ihm begegnete, ihn auf der Stelle herbeischaffen oder wenigstens Nachricht von seinem Aufenthalt geben könne. Er ließ sich also, nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, zur Inseratenabteilung fahren, stukte den Kutscher unterwegs in einem fort mit der Faust in den Rücken und trieb ihn an: »Fahr zu, Halunke, fahr zu, du Gauner!« – »Ach, Herr!« entgegnete der Kutscher, schüttelte nur den Kopf und hieb mit dem Zügel auf sein Pferdchen ein, das langhaarig wie ein Bologneserhündchen war. Die Droschke hielt schließlich, und Kowaljow stürzte atemlos in ein kleines Empfangszimmer, in dem ein grauhaariger Beamter, mit Brille und in abgenutztem Frack, an einem Tisch saß und, den Federhalter zwischen den Zähnen, das eingezahlte Kupfergeld nachrechnete.

»Wo kann man hier eine Annonce aufgeben?« rief Kowaljow. »Ach, guten Tag!«

»Habe die Ehre«, sagte der grauhaarige Beamte, sah ihn einen Augenblick an und senkte den Blick wieder

Telegram @shabarsbibliothek

auf die Münzen, die vor ihm aufgehäuft waren.

»Ich möchte eine Annonce drucken lassen ...«

»Moment mal! Bitte sich einen Augenblick zu gedulden«, entgegnete der Beamte, der mit der rechten Hand eine Ziffer auf das Papier vor sich niederschrieb und mit der linken zwei Steinchen auf dem Rechenbrett verschob.

Ein betreßter Lakai, dessen Äußeres seine Zugehörigkeit zu einem aristokratischen Haushalt verriet, stand, einen Zettel in der Hand, neben dem Tisch und hielt es offenbar für angebracht, sich mitteilsam zu zeigen.

»Glauben Sie mir, mein Herr, das Hündchen ist keine achtzig Kopeken wert, ich persönlich würde keine acht dafür geben, aber die Gräfin liebt es nun mal, weiß Gott, sie liebt es, und der Finder bekommt eben hundert Rubel! Um ganz offen zu sein, so wie wir es jetzt zueinander sind – über den Geschmack läßt sich nicht streiten; ich jedenfalls meine – wenn du schon ein Hundeliebhaber bist, dann halte dir einen Jagdhund oder einen Pudel; da sollte es auf fünfhundert oder tausend Rubel nicht ankommen – es muß dann aber auch ein Hund sein, der was darstellt.«

Der ehrwürdige Beamte hörte mit bedeutsamer Miene zu und rechnete dabei nach, wie viele Buchstaben der mitgebrachte Zettel enthielt. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken warteten zahlreiche alte Frauen, Handlungsgehilfen und Hausknechte mit Zetteln. Auf dem einen wurde angezeigt, daß ein Kutscher von soli-

Telegram @shabarsbibliothek

dem Lebenswandel abzutreten sei; auf einem anderen bot man einen wenig gebrauchten Kutschwagen an, der im Jahre 1814 aus Paris mitgebracht worden war; oder es wurde ein neunzehnjähriges Mädchen aus dem Hofgesinde empfohlen, das Übung im Wäschewaschen und allem, was damit zusammenhing, besaß, sich aber auch für andere Arbeiten eignete; oder auch eine wohlerhaltene Droschke, der weiter nichts als eine Feder fehlte; oder ein feuriger junger Apfelschimmel, gerade erst siebzehn Jahre alt; oder diesjähriger, aus London bezogener Rüben- und Radieschensamen; oder ein Landhaus mit allem, was dazugehört – zwei Pferdeboxen und einem Platz, auf dem man einen vorzüglichen Birken- oder Tannengarten anlegen konnte; daneben wurden Leute, die gebrauchte Stiefelsohlen zu erwerben wünschten, aufgefordert, sich täglich zwischen acht Uhr morgens und drei Uhr nachmittags auf dem Trödelmarkt einzufinden. Das Zimmer, in dem sich diese ganze Gesellschaft versammelt hatte, war klein und die Luft darin außerordentlich stickig; doch der Kollegienassessor Kowaljow konnte Gerüche nicht wahrnehmen, weil er das Taschentuch vor die Nase hielt und weil sich die Nase selbst Gott weiß wo herumtrieb.

»Mein Herr, ich möchte Sie doch bitten ... Es ist sehr dringend«, sagte er schließlich ungeduldig.

»Gleich, gleich! Zwei Rubel dreiundvierzig Kopeken! Ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung! Einen Rubel vierundsechzig Kopeken!« sagte der grauhaarige Herr

Telegram @shabarsbibliothek

und warf den Hausknechten und alten Frauen die Zettel ins Gesicht. »Was wünschen Sie denn?« wandte er sich schließlich an Kowaljow.

»Ich möchte Sie bitten ...«, entgegnete Kowaljow, »ich bin das Opfer eines Bubenstreichs oder einer Gaunerei geworden – was es ist, konnte ich bis zur Stunde nicht klären. Ich möchte Sie bitten zu inserieren, daß derjenige, der mir diesen Schurken herbeischafft, eine angemessene Belohnung von mir erhalten wird.«

»Darf ich fragen, wie Ihr Familienname ist?«

»Aber nein, wozu denn der Familienname? Den kann ich Ihnen nicht nennen. Ich habe viele Bekannte – die Staatsrätin Tschechtarjowa, die Stabsoffiziersgattin Palageja Grigorjewna Podtotschina ... Gott behüte, daß sie davon erfahren! Sie könnten doch einfach schreiben: ein Kollegienassessor oder, noch besser, jemand, der im Majorsrang steht.«

»Und hat der Entlaufene zu Ihrem Gesinde gehört?«

»Wieso zum Gesinde? Das wäre halb so schlimm! Mir ist etwas entlaufen, was sich ... Nase nennt.«

»Ha! Ein sonderbarer Familienname! Und hat Ihnen dieser Herr Nase eine größere Summe gestohlen?«

»Herr Nase? Sie haben mich falsch verstanden! Die Nase, meine eigene Nase ist mir abhanden gekommen, Gott weiß wohin entwischt. Der Teufel treibt seinen Schabernack mit mir!«

»Aber wieso denn entwischt? Das kann ich irgendwie nicht verstehen.«

Telegram @shabarsbibliothek

»Wieso, das kann ich Ihnen selber nicht sagen; das schlimmste aber ist, daß meine Nase jetzt in der Stadt herumfährt und sich als Staatsrat ausgibt. Und ebendarum bitte ich Sie zu inserieren, daß derjenige, der ihrer habhaft wird, sie mir sofort und auf dem schnellsten Wege zufuhren möge. So sagen Sie doch selbst – wie soll ich ohne einen so sichtbaren Körperteil auskommen? Das ist schließlich nicht der kleine Zeh – wenn ich den Fuß in den Stiefel stecke, merkt niemand, daß der Zeh nicht da ist. Ich pflege donnerstags die Staatsrätin Tschechtarjowa zu besuchen; auch die Stabsoffiziersgattin Palageja Grigorjewna Podtotschina und ihre sehr hübsche Tochter gehören zu meinen guten Bekannten; sagen Sie selbst, wie ich mich jetzt bei ihnen ohne ... Ich kann mich bei ihnen doch einfach nicht blicken lassen.«

Der Beamte überlegte; man sah es an den zusammengepreßten Lippen.

»Nein, eine solche Anzeige kann ich nicht in die Zeitung aufnehmen«, sagte er schließlich nach langem Schweigen.

»Wieso denn das? Warum nicht?«

»Weil die Zeitung ihr Renommee verlieren könnte. Wenn jeder annoncieren wollte, daß ihm die Nase entlaufen ist! Heißt es doch ohnehin, es werden viel Ungereimtheiten und falsche Gerüchte gedruckt.«

»Aber wieso ist diese Angelegenheit denn ungereimt? Hier scheint mir nichts dergleichen vorzuliegen.«

»Das scheint Ihnen nur so. Vorige Woche ist zum

Telegram @shabarsbibliothek

Beispiel auch so ein Fall passiert. Da kommt ein Beamter, geradeso wie Sie jetzt, bringt einen Zettel mit, die Rechnung betrug zwei Rubel dreiundsiebzig Kopeken, und die ganze Annonce besagte nur, daß ein schwarzer Pudel entlaufen sei. Man sollte meinen, was kann schon dabei sein! Und doch wurde ein Skandal daraus; mit diesem Pudel war nämlich der Kassenverwalter, ich weiß nicht mehr, von welcher Dienststelle, gemeint.«

»Aber ich gebe doch keine Annonce über einen Pudel auf, sondern über meine eigene Nase; das ist beinah dasselbe wie über mich selbst.«

»Nein, eine solche Annonce kann ich auf keinen Fall annehmen.«

»Aber ich sage Ihnen doch, die Nase ist mir tatsächlich abhanden gekommen!«

»Wenn sie abhanden gekommen ist, so ist das eine Angelegenheit für den Arzt. Man sagt, daß es Leute gibt, die jedermann eine beliebige Nase andrehen können. Im übrigen merke ich schon – Sie besitzen ein heiteres Naturell und leisten sich gern einen kleinen Scherz in Ihrem Bekanntenkreise.«

»Ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist! Aber gut, wenn es unbedingt sein muß – ich zeige es Ihnen.«

»Ich bitte Sie, wozu denn?« fuhr der Beamte fort und nahm eine Prise. »Im übrigen, wenn es Ihnen nicht allzuviel Mühe macht ... Ich würde es mir ganz gern ansehen«, fügte er mit einem Ausdruck von Neugier hinzu.

Telegram @shabarsbibliothek

Der Kollegienassessor nahm das Taschentuch vom Gesicht.

»In der Tat, außerordentlich sonderbar!« sagte der Beamte. »Völlig glatt – wie ein frisch gebackener Eierkuchen. Ja, geradezu unwahrscheinlich glatt!«

»Nun, geben Sie mir jetzt endlich recht? Sie sehen doch wohl ein, daß man es in die Zeitung aufnehmen muß. Ich werde mich Ihnen bestimmt sehr dankbar erweisen, und ich freue mich sehr, daß dieser Vorfall mir das Vergnügen verschafft hat, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Der Major hatte sich, wie man sieht, für diesmal zu einer kleinen Heuchelei entschlossen.

»Es ist natürlich keine so große Sache, etwas darüber zu bringen«, sagte der Beamte, »nur verspreche ich mir keinerlei Nutzen davon für Sie. Wenn Sie aber unbedingt wollen, dann lassen Sie doch jemand, der eine gewandte Feder fuhrt, alles als seltsames Spiel der Natur beschreiben und den Artikel in der ›Sewernaja ptschela‹ veröffentlichen.« Hier nahm er aufs neue eine Prise Tabak. »Zu Nutz und Frommen der Jugend« – hier wischte er sich die Nase – »oder einfach zwecks Befriedigung der allgemeinen Neugier.«

Der Kollegienassessor war völlig entmutigt. Er senkte den Blick zum unteren Rand der Zeitung, wo er auf eine Theateranzeige stieß; als er den Namen einer hübschen Schauspielerin las, war er schon drauf und dran zu lächeln, und seine Hand griff in die Tasche, um festzu-

Telegram @shabarsbibliothek

stellen, ob er auch einen Fünfrubelschein bei sich habe, denn seiner Meinung nach durften sich Stabsoffiziere nur auf den Sperrsitzen blicken lassen; doch der Gedanke an die Nase verdarb sogleich alles!

Auch der Beamte schien von Kowaljows schwieriger Lage bewegt. Er hielt es, um dessen Kummer einigermaßen zu lindern, für angebracht, ihm ein paar teilnehmende Worte zu sagen.

»Es tut mir wirklich schrecklich leid, daß Ihnen diese Geschichte passiert ist. Möchten Sie vielleicht eine Prise Tabak? Das zerstreut den Kopfschmerz und die betrübte Stimmung und ist auch hinsichtlich der Hämorrhoiden nützlich.«

Der Beamte hielt Kowaljow bei diesen Worten die Tabakdose hin; er drehte dabei geschickt den Deckel zu ihm um, so daß man das Porträt einer Dame mit Hütchen sah.

Bei dieser unbedachten Handlung des Beamten riß Kowaljow der Geduldsfaden.

»Ich verstehe nicht, wie Sie mit solchen Dingen scherzen können«, sagte er gekränkt, »sehen Sie denn nicht, daß mir gerade das fehlt, womit ich schnupfen könnte? Der Teufel hole Ihren Tabak! Ich will jetzt einfach keinen sehen; und nicht nur keinen schlechten Berjosiner – selbst wenn Sie mir echten Râpé anbieten würden ...«

Mit diesen Worten verließ er, schwer verärgert, die Inseratenabteilung und machte sich zum Reviervorste-

Telegram @shabarsbibliothek

her auf, einem außerordentlichen Liebhaber von Zukker. In seiner Wohnung war die ganze Diele – sie diente zugleich als Speisezimmer – mit Zuckerhüten vollgestellt, die ihm die Kaufleute aus lauter Freundschaft mitbrachten. Die Köchin zog dem Reviervorsteher gerade die Dienststiefel aus; der Degen und alle übrigen militärischen Utensilien hingen friedlich in ihren Ecken, und mit dem furchterregenden Dreispitz hantierte bereits das dreijährige Söhnchen. Der Reviervorsteher freute sich darauf, nach dem Kampfgetümmel des dienstlichen Lebens die Annehmlichkeiten des häuslichen Friedens zu genießen.

Kowaljow trat in dem Augenblick bei ihm ein, als er sich reckte, sich räusperte und sagte: »Hach, jetzt lege ich mich aber gemütlich zwei Stunden aufs Ohr!« Man kann sich vorstellen, daß der Kollegienassessor höchst ungelegen kam; ich bin nicht einmal sicher, ob er viel freundlicher empfangen worden wäre, wenn er einige Meter Tuch oder ein paar Pfund Tee mitgebracht hätte. Der Reviervorsteher war ein eifriger Förderer aller Künste und Manufakturen, zog aber doch die Banknote allem anderen vor. »Das ist schon eine Sache«, pflegte er zu sagen, »wie es sie besser einfach nicht gibt; sie frißt kein Brot, nimmt wenig Platz ein, kann jederzeit in der Tasche untergebracht werden und geht nicht kaputt, wenn man sie fallen läßt.«

Der Reviervorsteher empfing Kowaljow ziemlich frostig; er sagte, der Nachmittag sei nicht die richtige

Telegram @shabarsbibliothek

Zeit, um eine Untersuchung einzuleiten, die Natur selber habe bestimmt, daß man sich nach dem Essen ein wenig ausruhen solle (wie der Kollegienassessor daraus ersehen konnte, waren die Aussprüche der alten Weisen dem Reviervorsteher nicht unbekannt), auch würde man einem anständigen Menschen nicht die Nase abreißen; es gäbe schließlich genügend Majore, die nicht mal ordentliches Unterzeug besäßen und sich in allen möglichen zweifelhaften Spelunken herumtrieben.

Mit einem Wort – immer genau auf das Schlimme! Hier muß bemerkt werden, daß Kowaljow äußerst empfindlich war. Er konnte alles verzeihen, was über ihn selbst gesagt wurde, auf keinen Fall aber das, was sich auf seinen Rang und Stand bezog. Er war sogar der Ansicht, daß man in einem Bühnenstück alles hinnehmen könne, was gegen die Offiziere gerichtet war, daß man jedoch unter keinen Umständen die Stabsoffiziere angreifen dürfe. Der Empfang durch den Reviervorsteher befremdete ihn so sehr, daß er den Kopf schüttelte, ein wenig die Schultern hob und im Bewußtsein der eigenen Würde entgegnete:

»Ich muß gestehen, daß ich nach diesen kränkenden Äußerungen Ihrerseits meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen habe ...« Und er ging.

Als er nach Hause kam, spürte er kaum noch die Beine. Es dunkelte schon. Seine Wohnung erschien ihm nach all den vergeblichen Nachforschungen äußerst widerwärtig und traurig. Im Vorzimmer erblickte er

Telegram @shabarsbibliothek

seinen Diener Iwan – er lag rücklings auf einem schmutzigen Ledersofa, spie zur Decke und traf ziemlich geschickt immer die gleiche Stelle. Der Gleichmut dieses Menschen versetzte ihn in Wut; er klatschte ihm mit dem Hut auf die Stirn und sagte:

»Du Schwein hast immer nur Dummheiten im Kopf!«

Iwan sprang auf und stürzte auf ihn zu, um ihm aus dem Mantel zu helfen.

Der Major ging in sein Zimmer, warf sich müde und traurig in einen Sessel und sagte schließlich nach einigen Seufzern:

»Mein Gott! Mein Gott! Womit hab' ich ein solches Unglück verdient? Fehlte mir ein Arm oder ein Bein – selbst das wäre noch besser; hätte ich keine Ohren – schlimm genug, aber immer noch erträglicher, während man ohne Nase weiß der Teufel was ist – weder ein richtiger Vogel noch ein richtiger Bürger; einfach zum Aus-dem-Fenster-Schmeißen! Hätte man mir die Nase wenigstens im Krieg oder bei einem Duell abgesäbelt oder wäre ich selber daran schuld; aber mir nichts, dir nichts, um nichts und wieder nichts zu verschwinden! ... Nein, das ist unmöglich«, fügte er nach einem kurzen Nachdenken hinzu. »Völlig unwahrscheinlich, daß eine Nase abhanden kommt, in jeder Beziehung unwahrscheinlich. Sicherlich träume ich nur, oder ein Trugbild narrt mich; vielleicht habe ich aus Versehen statt Wasser Wodka getrunken – den Wodka, mit dem ich mir nach dem Rasieren das Kinn einreibe. Iwan, der Dummkopf,

Telegram @shabarsbibliothek

hat ihn nicht fortgeräumt, und ich hab' ihn vermutlich hintergekippt.«

Um sich mit aller Bestimmtheit zu vergewissern, daß er nicht betrunken war, kniff sich der Major so schmerzhaft, daß er unwillkürlich aufschrie. Der Schmerz überzeugte ihn vollends – er handelte und lebte in wachem Zustand! Er näherte sich dem Spiegel und blinzelte zunächst nur vorsichtig hinein – ob sich die Nase nicht etwa doch an ihrer alten Stelle befinde; er prallte jedoch im gleichen Augenblick zurück und rief: »Was für ein schändlicher Anblick!«

Es war tatsächlich unbegreiflich. Wenn ein Knopf, ein silberner Löffel, eine Uhr oder dergleichen abhanden kommt – gut; aber nein, seine eigene Nase, und auch noch in seiner eigenen Wohnung! ... Nachdem der Major Kowaljow alle Umstände in Betracht gezogen hatte, kam er zu dem Ergebnis, daß an alledem nur die Stabsoffiziersgattin Podtotschina schuld sein könne, die ihn mit ihrer Tochter zu verheiraten wünschte. Er machte ihr ja auch gern den Hof, wich jedoch einer endgültigen Entscheidung aus. Als aber die Stabsoffiziersgattin ihm dann geradeheraus erklärte, sie wolle ihn als Mann ihrer Tochter sehen, ließ er allmählich vom Komplimentemachen ab und sagte, er sei noch zu jung, er müsse noch runde fünf Jahre im Dienst bleiben, bis er zweiundvierzig sei. Und eben darum vermutlich hatte sich die Stabsoffiziersgattin an ihm rächen wollen und irgendwelche Hexenweiber bewogen, ihn zu verhexen,

Telegram @shabarsbibliothek

denn daß die Nase abgeschnitten worden sei, war keinesfalls anzunehmen; niemand war in seinem Zimmer gewesen, und Iwan Jakowlewitsch, der Barbier, hatte ihn schon am Mittwoch rasiert; während des ganzen Mittwochs aber und selbst während des Donnerstags war seine Nase unversehrt gewesen – das wußte er, daran erinnerte er sich sehr genau; außerdem hätte er auch den Schmerz empfinden müssen – die Wunde konnte unmöglich so schnell verheilen und glatt wie ein Eierkuchen sein. Allerlei Pläne gingen ihm durch den Kopf; er fragte sich, ob er die Stabsoffiziersgattin offiziell vor ein Gericht zitieren oder persönlich vor sie hintreten und sie überfuhren solle. Seine Überlegungen wurden durch einen Lichtschein unterbrochen, der durch die Türritzen zu ihm drang – er bewies, daß Iwan im Vorzimmer schon die Kerze angesteckt hatte. Bald darauf erschien auch Iwan in Person; er trug die Kerze vor sich her und erfüllte das ganze Zimmer mit hellem Licht. Das erste, was Kowaljow tat – er griff nach dem Taschentuch und bedeckte die Stelle, wo gestern noch seine Nase gewesen war, damit der alberne Kerl nicht Mund und Ohren aufsperre, wenn er die Eigentümlichkeit an seinem Herrn erblickte.

Kaum war Iwan in seine Kammer verschwunden, als im Vorzimmer eine unbekannte Stimme fragte:

»Wohnt hier nicht der Kollegienassessor Kowaljow?«

»Treten Sie ein, Major Kowaljow ist hier«, sagte Kowaljow, sprang eilig auf und öffnete die Tür.

Telegram @shabarsbibliothek

Ein Polizeibeamter von angenehmem Äußeren, mit ziemlich vollen Wangen und einem Backenbart, der weder allzu hell noch allzu dunkel war, trat ein, derselbe, der zu Anfang der Geschichte am Ende der Isaak-Brücke gestanden hatte.

»Beliebten Sie nicht, Ihre Nase zu vermissen?«

»Jawohl.«

»Sie hat sich jetzt gefunden!«

»Was sagen Sie da?« rief Major Kowaljow. Die Freude benahm ihm die Sprache. Er starrte den Abschnittsvorsteher an, auf dessen vollen Lippen und Wangen das helle flackernde Licht der Kerze spielte. »Und ausweiche Weise?«

»Durch einen sonderbaren Zufall. Sie war, als man sie faßte, beinah schon unterwegs. Sie bestieg gerade die Diligence und wollte nach Riga fahren. Auch einen Paß auf den Namen eines Beamten hatte sie sich längst besorgt. Und merkwürdigerweise hielt ich sie selber zuerst für einen Herrn. Zu meinem Glück jedoch hatte ich meine Brille bei mir, und da erkannte ich denn sofort, daß es die Nase war. Ich bin nämlich kurzsichtig, und wenn Sie sich vor mich hinstellen, sehe ich nur, daß Sie ein Gesicht haben, erkenne aber weder Nase noch den Bart, noch alles andere. Meine Schwiegermutter, pardon – die Mutter meiner Frau, sieht ebenfalls nichts.«

Kowaljow war außer sich.

»Wo ist sie denn? Wo? Ich will sofort zu ihr.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich habe sie, da ich

Telegram @shabarsbibliothek

wußte, daß Sie sie brauchen, gleich mitgebracht. Und sonderbar, der Hauptbeteiligte an dieser Angelegenheit ist der Spitzbube von Barbier vom Wosnessenskij Prospekt; er sitzt jetzt auf dem Polizeirevier. Ich hatte schon längst den Verdacht, daß er trinkt und stiehlt; erst vorgestern hat er in einem Laden einen Satz Knöpfe stibitzt. Ihre Nase ist übrigens noch genauso, wie sie war.«

Bei diesen Worten griff der Abschnittsvorsteher in die Tasche und zog die in ein Papiertuch eingewickelte Nase hervor.

»Wahrhaftig, sie ist es!« rief Kowaljow. »Tatsächlich – meine Nase! Darf ich Sie bitten, heute ein Täßchen Tee mit mir zu trinken?«

»Das würde ich mit dem größten Vergnügen tun, aber leider ist es mir völlig unmöglich – ich muß von hier noch rasch zum Zuchthaus fahren. Wie teuer übrigens alle Lebensmittel geworden sind! Bei mir im Haushalt leben auch meine Schwiegermutter, pardon – die Mutter meiner Frau, und meine Kinder; besonders der Älteste berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; ein sehr gescheiter Junge, nur fehlen mir jegliche Mittel, ihm eine gute Erziehung zu geben ...«

Kowaljow verstand, griff nach dem Zehnrubelschein auf dem Tisch und drückte ihn dem Abschnittsvorsteher in die Hand; der schlug die Hacken zusammen und verschwand; und fast im gleichen Augenblick hörte Kowaljow seine Stimme schon von der Straße, wo er

Telegram @shabarsbibliothek

einem stupiden Bauernlümmel, der mit dem Wagen auf den Boulevard geraten war, eine ›handfeste‹ Belehrung erteilte.

Der Kollegienassessor verharrte, nachdem der Abschnittsvorsteher gegangen war, mehrere Minuten in einem unbestimmten Zustand und erlangte erst nach und nach die Fähigkeit wieder, zu sehen und zu fühlen; in einen solchen Rausch hatte ihn die unerwartete Freude versetzt. Er nahm die wiedergefundene Nase behutsam in beide hohlen Hände und sah sie sich nochmals aufmerksam an.

»Wahrhaftig, sie ist es, sie ist es tatsächlich!« wiederholte Major Kowaljow. »Da ist ja auch der Pickel auf der linken Seite, der vorgestern zum Vorschein gekommen war.«

Fast hätte der Major vor Freude laut aufgelacht.

Doch es gibt auf dieser Welt nichts von Dauer, und auch die Freude ist in dem Augenblick, der auf den ersten folgt, nicht mehr so lebhaft; im dritten schwächt sie sich noch weiter ab und geht am Ende im Alltagszustand der Seele auf, wie sich der Kreis auf dem Wasser, von einem Stein hervorgerufen, allmählich der glatten Oberfläche angleicht. Kowaljow versank in Nachdenken und begriff, daß die Angelegenheit noch keineswegs erledigt war. Gewiß, die Nase war wieder da, aber sie mußte schließlich auch angebracht, an ihrem Platz befestigt werden.

»Und wenn sie sich nicht befestigen läßt?« Bei dieser

Telegram @shabarsbibliothek

Frage, die der Major sich selber stellte, wurde er blaß. Er stürzte mit dem Gefühl einer unerklärlichen Furcht zum Tisch und rückte den Spiegel zurecht, damit er die Nase nicht irgendwie schief anmache. Die Hände zitterten ihm. Er drückte die Nase behutsam, mit aller Vorsicht, an ihre alte Stelle. O Schreck! Die Nase blieb nicht haften! Er hielt sie an den Mund, erwärmte sie ein wenig durch seinen Atem und führte sie aufs neue an die glatte Stelle zwischen den beiden Wangen, aber die Nase wollte und wollte nicht haften. »Also los, mach schon, hab' dich nicht so, dummes Ding!« redete er ihr zu. Doch die Nase war wie aus Holz und fiel in einem fort mit einem so sonderbaren Laut auf den Tisch, als sei sie ein Flaschenkork. Ein krampfhaftes Zucken verzog das Gesicht des Majors. »Sollte sie wirklich nicht wieder anwachsen?« fragte er sich erschrocken. Doch sooft er sie auch an ihren alten Platz hielt – alle Bemühungen blieben ergebnislos.

Er rief nach Iwan und schickte ihn zum Doktor, der in der Beletage desselben Hauses die schönste Wohnung innehatte. Der Doktor war ein stattlicher Mann mit einem wunderschönen pechschwarzen Backenbart und einer munteren gesunden Doktorsfrau; er aß zum Frühstück frische Äpfel und hielt seinen Mund geradezu unwahrscheinlich sauber, indem er jeden Morgen fast eine Dreiviertelstunde lang gurgelte und die Zähne mit fünferlei Bürsten polierte. Der Doktor war sogleich zur Stelle. Nachdem er sich erkundigt hatte, wann denn das

Telegram @shabarsbibliothek

Unglück geschehen sei, faßte er den Major unters Kinn und stukte ihn mit dem Daumen genau an der Stelle, wo sich früher die Nase befunden hatte, worauf der Major den Kopf so heftig zurückwarf, daß er gegen die Wand prallte. Der Medikus meinte, das habe weiter nichts zu bedeuten, riet ihm aber denn doch, ein wenig abzurücken, und ließ ihn den Kopf zuerst nach rechts beugen, befühlte die Stelle, wo früher die Nase gewesen war, und sagte: »Hm!« Dann ließ er ihn den Kopf nach links neigen und sagte wieder: »Hm!« Schließlich stukte er den Major aufs neue mit dem Daumen, daß er den Kopf zurückwarf wie ein Gaul, dem man die Zähne besieht.

Nach diesem Experiment schüttelte der Medikus den Kopf und sagte:

»Nein, es geht nicht. Bleiben Sie lieber so, wie Sie sind, sonst könnte man die Sache noch schlechter machen. Gewiß, befestigen kann man sie; ich würde sie Ihnen unter Umständen jetzt gleich anmachen; ich versichere Ihnen jedoch, es wäre noch schlechter für Sie.«

»Sie sind ja gut! Wie soll ich denn ohne Nase herumlaufen?« entgegnete Kowaljow. »Schlechter als jetzt kann es doch gar nicht werden. Hol's der Teufel! Wie soll ich mich mit diesem Schandmal sehen lassen! Ich habe einen ganz schönen Bekanntenkreis; auch heute zum Beispiel müßte ich auf zwei Abendgesellschaften erscheinen. Ich kenne viele Leute – die Staatsrätin Tschechtarjowa, die Stabsoffiziersgattin Podtotschina ...

Telegram @shabarsbibliothek

Mit dieser allerdings will ich nach ihrem jetzigen Verhalten nur noch über die Polizei zu tun haben. Tun Sie mir den Gefallen«, fuhr Kowaljow mit flehender Stimme fort, »gibt es denn wirklich kein Mittel? Machen Sie sie mir irgendwie an, wenn auch nicht eben gut; Hauptsache, sie ist da; ich könnte sie ja notfalls sogar ein wenig stützen. Im übrigen tanze ich nicht, so daß gar nicht die Gefahr besteht, ich könnte ihr durch eine unvorsichtige Bewegung Schaden zufügen. Was aber meine Erkenntlichkeit für Ihre Visiten betrifft, so seien Sie überzeugt, daß ich, soweit es meine Mittel erlauben ...«

»Ob Sie es glauben oder nicht«, entgegnete der Doktor mit weder zu lauter noch zu leiser, aber zu Herzen gehender, geradezu magnetischer Stimme, »ich behandele niemals aus Eigennutz. Das widerspricht meinen Grundsätzen und meiner Kunst. Gewiß, ich lasse mir meine Visiten bezahlen, aber einzig und allein, damit ich die Patienten durch meine Ablehnung nicht kränke. Ich könnte Ihnen die Nase natürlich anmachen, ich versichere Ihnen jedoch – da Sie meinem Wort nicht glauben, bei meiner Ehre –, daß es nur schlimmer würde. Am besten, Sie überlassen alles der Natur. Reiben Sie die Stelle möglichst oft mit kaltem Wasser ab, und ich verspreche Ihnen, Sie werden ohne Nase genauso gesund sein wie mit Nase. Diese selbst aber rate ich Ihnen in ein Glas mit Alkohol zu legen und am besten zwei Eßlöffel hochprozentigen Wodka und etwas angewärmten Essig dazuzugeben – Sie können dann eine

Telegram @shabarsbibliothek

ganz anständige Summe dafür verlangen. Ich würde sie sogar selber nehmen, sofern Sie sie nicht zu hoch berechnen.«

»Nein, nein! Ich verkaufe sie nicht, um keinen Preis«, rief der Major verzweifelt, »dann soll sie lieber zum Teufel gehen!«

»Entschuldigen Sie!« sagte der Doktor und verabschiedete sich mit einer Verbeugung. »Ich wollte mich Ihnen nur nützlich erweisen ... Was kann man machen? Sie haben wenigstens gesehen, wie sehr ich mich bemüht habe.«

Nach diesen Worten verließ der Doktor mit würdevoller Miene das Zimmer. Kowaljow, der sich nicht einmal sein Gesicht gemerkt hatte, sah, aufs tiefste benommen, nur noch die sauberen, schneeweißen Manschetten vor sich, die aus den schwarzen Ärmeln des Fracks hervorschauten.

Gleich am folgenden Tage beschloß er, bevor er die Klage einreichte, der Stabsoffiziersgattin zu schreiben und sie zu fragen, ob sie bereit sei, ihm kampflos zurückzugeben, was ihm gehörte. Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Gnädige Frau Alexandra Grigorjewna!

Ich kann mir die merkwürdige Handlungsweise Ihrerseits nicht erklären. Seien Sie überzeugt, Sie werden, wenn Sie auf diese Weise vorgehen, nicht das geringste

Telegram @shabarsbibliothek

erreichen und mich auf keinen Fall zwingen, Ihre Tochter zu ehelichen. Glauben Sie mir, die Geschichte mit meiner Nase ist mir bis ins letzte bekannt, ebenso wie mir bekannt ist, daß nur Sie beide, und niemand anders, die Hauptbeteiligten daran sind. Die plötzliche Loslösung der Nase von ihrem Platz, ihre Flucht und ihre Maskierung, sei es in Gestalt eines Beamten, sei es schließlich in eigener Gestalt, ist nichts weiter als die Folge der Hexenkünste, die Sie oder diejenigen betreiben, die Ihnen ähnlich sehenden Beschäftigungen nachgehen. Ich für meinen Teil erachte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen: Wenn die von mir erwähnte Nase nicht heute noch an ihrem Platz ist, werde ich mich genötigt sehen, zum Schutz und Schirm der Gesetze zu greifen.

Im übrigen habe ich, bei vollster Hochachtung für Sie, die Ehre, zu verbleiben als

Ihr ergebener Diener

Platon Kowaljow

Gnädiger Herr Platon Kusmitsch!

Ihr Brief hat mich aufs äußerste verwundert. Ich muß ehrlich gestehen, das habe ich wirklich nicht erwartet, zumal was die ungerechten Vorwürfe Ihrerseits betrifft. Ich teile Ihnen mit, daß ich den von Ihnen erwähnten Beamten nie in meinem Hause empfangen habe, weder

Telegram @shabarsbibliothek

maskiert noch in seiner wirklichen Gestalt. Verkehrt hat bei mir allerdings Filipp Iwanowitsch Potantschikow. Und obwohl er ein gutes Benehmen besitzt, hochgebildet ist und nicht trinkt und in der Tat nach der Hand meiner Tochter gesucht hat, habe ich ihm niemals irgendwelche Hoffnungen gemacht. Sie erwähnen auch etwas von einer Nase. Wenn Sie damit meinen, ich hätte Ihnen eine Nase drehen, das heißt eine förmliche Absage erteilen wollen, dann wundert mich nur, daß gerade Sie das sagen, während ich, soweit Ihnen bekannt ist, ganz entgegengesetzter Meinung war und auch jetzt noch, sofern Sie in legitimer Weise um meine Tochter anhalten, sofort bereit bin, Sie zufriedenzustellen, denn das ist immer der Gegenstand meines sehnlichsten Wunsches gewesen; dieses erhoffend, verbleibe ich, immer zu Ihren Diensten bereit,

Alexandra Podtotschina

Nein, sagte sich Kowaljow, nachdem er den Brief gelesen hatte, sie hat bestimmt keine Schuld. Das ist unmöglich. Der Brief ist so geschrieben, wie ihn ein Mensch, der eines Verbrechens schuldig ist, nicht schreiben kann. Der Kollegienassessor hatte in diesen Dingen Erfahrung, denn er war schon im Kaukasus mehrmals mit Untersuchungen beauftragt worden. Aufweiche Weise also, wieso war das geschehen? Da finde sich einer zurecht! dachte er schließlich und ließ die Arme sinken.

Telegram @shabarsbibliothek

Inzwischen hatte sich das Gerücht von dem ungewöhnlichen Vorfall in der ganzen Hauptstadt verbreitet und, wie üblich, nicht ohne gewisse Ausschmückungen. Allen stand damals der Sinn nach dem Außergewöhnlichen – hatten doch gerade erst gewisse Versuche mit der Wirkung des Magnetismus das Publikum in ihren Bann geschlagen. Darüber hinaus war auch die Geschichte mit den tanzenden Stühlen in der Konjuschennaja-Straße noch in aller Erinnerung; man braucht sich daher nicht zu wundern, daß man sehr bald davon zu sprechen begann, die Nase des Kollegienassessors Kowaljow gehe täglich, Punkt drei Uhr nachmittags, auf dem Newski Prospekt spazieren. Jeden Tag strömten zahlreiche Neugierige herbei. Es brauchte nur jemand zu sagen, die Nase befinde sich in dem Geschäft von Junker, und vor dem Junkerschen Laden entstand ein solches Gedränge, daß sogar die Polizei einschreiten mußte. Ein backenbärtiger Geschäftemacher von würdigem Äußeren, der sonst vor den Theatereingängen mit allerlei halbvertrockneten Konditorwaren handelte, ließ eigens wunderschöne, solide Holzbänke anfertigen, die zu besteigen er die Neugierigen einlud – gegen Zahlung von achtzig Kopeken pro Besucher. Ein verdienter Oberst, der eigens zu diesem Zweck früher als sonst aus dem Hause ging, arbeitete sich mit vieler Mühe durch die Menge hindurch; zu seiner großen Empörung erblickte er jedoch im Schaufenster statt der Nase ein ganz gewöhnliches wollenes Unterhemd und eine

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

Lithographie, auf der man ein Mädchen ihren Strumpf zurechtstreichen sah, dazu einen Gecken mit Aufschlägen an der Weste und einem kleinen Bärtchen, der hinter einem Baum hervor zu ihr hinüberäugte – ein Bildchen, das schon seit über zehn Jahren an ein und derselben Stelle hing. Der Oberst trat beiseite und sagte ärgerlich:

»Wie kann man nur das Volk durch solche dummen und unglaubwürdigen Gerüchte verwirren?«

Später hieß es, die Nase des Majors Kowaljow gehe nicht auf dem Newski Prospekt, sondern im Taurischen Garten spazieren, dort kenne man sie seit langem; schon Chosrew-Mirsa habe sich, als er dort lebte, über die seltsame Laune der Natur gewundert. Mehrere Studenten der Chirurgischen Akademie machten sich in den Taurischen Garten auf. Eine vornehme, würdige Dame wandte sich an den Aufseher des Gartens mit einem besonderen Brief, in dem sie ihn bat, ihren Kindern das seltsame Phänomen zu zeigen, wenn möglich, mit entsprechenden Erläuterungen zu Nutz und Frommen der Jugend.

Besonders erfreut über all diese Ereignisse waren die obligaten weltmännischen Besucher der vornehmen Abendgesellschaften, die die Damen so gerne zum Lachen brachten, zur Zeit aber ihre Vorräte völlig erschöpft hatten. Ein gewisser, nicht allzu großer Teil der ehrenwerten und wohlgesinnten Leute war äußerst unzufrieden. Ein Herr äußerte empört, er verstehe nicht, wie in der heutigen, aufgeklärten Zeit so unsinni-

Telegram @shabarsbibliothek

ge Fantastereien Verbreitung finden könnten, auch wundere er sich, daß die Regierung dem keinerlei Beachtung schenke. Dieser Herr gehörte offenbar zu den Leuten, die die Regierung in alles hineinziehen möchten, selbst in die täglichen Auseinandersetzungen mit der Ehefrau. Bald darauf ... Doch hier hüllt sich die ganze Angelegenheit aufs neue in Nebel, und was sich weiter zutrug, ist gänzlich unbekannt.

3

Völliger Unsinn tut sich auf dieser Welt. Es geschehen gelegentlich Dinge, die keinerlei Glaubwürdigkeit mehr besitzen – da erscheint plötzlich die Nase, die als Staatsrat in der Stadt herumgefahren war und soviel Lärm verursacht hatte, mir nichts, dir nichts wieder an ihrem alten Platz, das heißt zwischen den beiden Wangen des Majors Kowaljow. Das ereignete sich am siebenten April. Er erwachte, warf zufällig einen Blick in den Spiegel und sah die Nase! Er griff mit der Hand nach ihr – tatsächlich, die Nase! »Oho!« sagte Kowaljow und hätte am liebsten, barfuß, wie er war, einen Freudentanz aufgeführt – nur das Erscheinen Iwans hinderte ihn daran. Er befahl sogleich sein Waschwasser, wusch sich und blickte nochmals in den Spiegel – die Nase war da! Er trocknete sich mit dem Handtuch ab und vergewisserte sich aufs neue –jawohl, sie war da!

Telegram @shabarsbibliothek

»Schau doch mal nach, Iwan, mir scheint, ich habe da einen Pickel auf der Nase«, sagte er und dachte sich im stillen: Wenn Iwan nun auf einmal sagt: Aber nein, Herr, da ist nicht nur kein Pickel, nicht einmal die Nase ist da!

Doch Iwan entgegnete:

»Nein, es ist kein Pickel zu sehen, die Nase ist rein!«

Großartig, hol's der Teufel! dachte der Major und schnippte mit den Fingern. In diesem Augenblick sah der Barbier Iwan Jakowlewitsch zur Tür herein, aber so ängstlich wie eine geprügelte Katze, die ein Stück Speck gestohlen hat.

»Sag erst mal – hast du auch saubere Hände?« rief Kowaljow ihm schon von weitem zu.

»Jawohl.«

»Du lügst!«

»Bei Gott, Herr, sie sind sauber.«

»Also gut, aber nimm dich in acht!«

Kowaljow nahm Platz. Iwan Jako wie witsch band ihm eine Serviette um und verwandelte mittels des Pinsels sein ganzes Kinn und einen Teil der Wangen in eine Creme, wie man sie an Namenstagen in Kaufmannshäusern serviert.

Sieh einer an! sagte sich Iwan Jakowlewitsch mit einem Blick auf die Nase, neigte den Kopf auf die andere Seite und betrachtete sie im Profil. Nein, so was, wahrhaftig! Wenn man bedenkt ..., fuhr er im Geiste fort und starrte sie lange an. Schließlich führte er zögernd

Telegram @shabarsbibliothek

und mit der größten ^ Behutsamkeit, die man sich vorstellen kann, zwei Finger an die Nasenspitze, um sie festzuhalten. Das war nun einmal sein System.

»Na, na, du, paß auf!« rief Kowaljow.

Iwan Jakowlewitsch sanken die Arme herab, er erstarrte und war verwirrt wie nie zuvor. Schließlich begann er Kowaljow vorsichtig mit der Rasierklinge unter dem Kinn zu kitzeln; und obwohl es ihm gar nicht lag und sogar sehr schwerfiel, jemanden ohne Halt am Riechorgan zu rasieren, überwand er am Ende doch alle Hindernisse, indem er den rauhen Daumen, so gut es eben ging, gegen die Wange und gegen den Unterkiefer stemmte, und schaffte die Rasur.

Als alles fertig war, zog sich Kowaljow sogleich an, nahm eine Droschke, ließ sich geradeswegs in eine Konditorei fahren und rief schon von weitem: »Pikkolo, eine Tasse Schokolade!« und ... rasch vor den Spiegel. Jawohl, die Nase war da! Er wandte sich wohlgelaunt um und blickte mit ironischer Miene und leicht zusammengekniffenen Augen zu zwei Offizieren, von denen der eine eine Nase, nicht größer als ein Westenknopf, hatte. Danach machte er sich in die Kanzlei jenes Departements auf, bei dem er sich um den Posten eines Vizegouverneurs oder, im Falle, daß das mißlang, um den eines Exekutors bemühte. Als er durch das Empfangszimmer schritt, warf er einen Blick in den Spiegel – die Nase war da! Dann fuhr er zu einem anderen Kollegienassessor oder Major, einem großen Spottvogel,

Telegram @shabarsbibliothek

dem er auf allerlei spitze Bemerkungen zu entgegnen pflegte: »Na weißt du, dich kenne ich, du stichelst an jedem herum!« Unterwegs dachte er: Wenn auch der Major bei meinem Anblick nicht vor Lachen birst, dann ist das ein sicheres Zeichen, daß alles bei mir an der richtigen Stelle sitzt. Doch der Major war ziemlich friedlich. Großartig, hol's der Teufel, großartig! dachte Kowaljow im stillen. Auf dem Rückweg traf er die Stabsoffiziersgattin Podtotschina und ihre Tochter, verbeugte sich vor ihnen und wurde mit freudigen Ausrufen begrüßt; somit war offenbar alles an ihm in Ordnung, er hatte keinerlei Schäden davongetragen. Er unterhielt sich sehr lange mit ihnen, holte absichtlich die Tabakdose hervor und praktizierte den Tabak mit äußerster Umständlichkeit durch beide Eingänge in die Nase, wobei er im stillen dachte: Da habt ihr es, ihr Weibervolk, ihr Glucken! Und heiraten tu ich die Tochter doch nicht! Einfach so, par amour – bitte sehr! Und der Major Kowaljow zeigte sich von da an, als wäre nicht das geringste geschehen, sowohl auf dem Newski Prospekt als auch in den Theatern und überall sonst. Und auch die Nase saß, als wäre nicht das geringste geschehen, in seinem Gesicht und ließ sich nicht einmal anmerken, daß sie sich irgendwohin beurlaubt hatte. Und man traf den Major Kowaljow seither immer bei bester Laune an; er lächelte, stieg ausnahmslos allen hübschen Damen nach und blieb sogar eines Tages im Gosting dwor vor einem kleinen Laden stehen, wo er

Telegram @shabarsbibliothek

ein Ordensband erwarb – schwer zu sagen, zu welchem Zweck, da er selber nicht Ritter eines Ordens war. Das wäre die seltsame Geschichte, die sich in der nördlichen Hauptstadt unseres weiten Reiches ereignet hat! Erst jetzt, nachdem wir alles überblicken können, stellen wir fest, daß mancherlei Unwahrscheinliches daran ist. Abgesehen davon, daß schon die übernatürliche Loslösung der Nase und ihr verschiedentlich beobachtetes Auftauchen in Gestalt eines Staatsrats wahrhaftig recht merkwürdig ist – wieso leuchtete Kowaljow nicht ein, daß man eine Annonce über seine Nase nicht durch eine Inseratenabteilung aufgeben kann? Ich will damit nicht sagen, eine Annonce erscheine mir zu teuer; das alles sind Lappalien, und ich gehöre weiß Gott nicht zu den Geizhälsen. Aber es ist einfach peinlich, ungehörig, völlig verfehlt! Und dann – wieso fand sich die Nase im frisch gebackenen Brot, und wieso konnte Iwan Jakowlewitsch ... Nein, das verstehe ich wirklich nicht, auf keinen Fall! Am seltsamsten aber, am unverständlichsten ist, daß ein Autor zu einem solchen Gegenstand greift. Ich muß gestehen, das ist ganz einfach nicht mehr faßbar, das ist gerade so, als ob ... Aber nein, nein, das kann ich wirklich nicht verstehen. Denn erstens hat das Vaterland nicht den geringsten Nutzen davon; und zweitens ... Aber auch zweitens springt keinerlei Nutzen dabei heraus. Ich weiß einfach nicht, was das soll ...

Und obwohl man dennoch und trotz allem natürlich annehmen kann, daß sowohl das eine als auch das ande-

Telegram @shabarsbibliothek

re, vielleicht auch ein drittes, ja möglicherweise sogar ... Aber wo in der Welt gäbe es keine Ungereimtheiten? Und dennoch ist, wenn man es recht bedenkt, wohl wirklich etwas dran. Man sage, was man will, aber solche Begebenheiten kommen vor; zwar selten, aber sie kommen vor.

Telegram @shabarsbibliothek

Das Porträt

Erster Teil

Nirgends blieb soviel Volk stehen wie vor der kleinen Gemäldehandlung im Stschukin dwor. Dieser Laden stellte aber auch in der Tat eine Sammlung der verschiedenartigsten Kuriositäten dar. Die Bilder waren größtenteils in Öl gemalt, mit dunkelgrünem Firnis überzogen und steckten in dunkelgelben Talmirahmen. Der Winter mit seinen weißen Bäumen, ein völlig roter, an den Feuerschein eines Brandes erinnernder Abend, ein flämischer Bauer mit Tabakpfeife und ausgerenktem Arm, der eher einem Truthahn mit Manschetten als einem Menschen glich – das war gewöhnlich auf ihnen zu sehen. Dazu muß man sich einige Stiche denken – ein Porträt Chosrew-Mirsas mit Lammfellmütze, die Porträts von irgendwelchen Generalen mit Dreispitzen und schiefen Nasen. Außerdem pflegt die Tür eines solchen Ladens mit Reihen von großen Holzschnitten behängt zu sein, Werken, die von der natürlichen Begabung des russischen Volkes zeugen. Auf dem einen sieht man die Zarentochter Miliktrissa Kirbitjewna, auf einem anderen die Stadt Jerusalem, über deren Häuser und Kirchen sich rücksichtslos ein Strom roter Farbe

Telegram @shabarsbibliothek

ergießt – er erfaßt auch einen Teil der Landschaft und zwei betende russische Bauern mit Fäustlingen. Es finden sich meist nur wenig Käufer für diese Werke, dafür aber ein ganzer Haufen von Betrachtern. Bestimmt steht ein Trunkenbold von Lakai vor ihnen herum, mit Einsatzschüsseln in der Hand, in denen er das Mittagessen für seinen Herrn aus einer Gastwirtschaft geholt hat – der Herr wird seine Suppe gewiß nicht allzu heiß löffeln. Bestimmt steht vor ihnen ein ausgedienter Soldat im Militärmantel, ein Kavalier des Trödelmarktes, der ganze zwei Taschenmesser zu verkaufen hat, und eine Händlerin aus Ochta mit einem Korb voller Schuhe. Jeder begeistert sich auf seine Weise: Die einfachen Leute zeigen gewöhnlich mit dem Finger auf die Bilder; die Kavaliere betrachten sie mit ernstem Gesicht; die Laufburschen und die Handwerkslehrlinge lachen und ziehen einander mit den ausgestellten Karikaturen auf; die alten Lakaien in ihren Friesmänteln gaffen nur, um zu gaffen; und die Händlerinnen, einfache junge russische Weiber, eilen instinktiv herbei, um sich anzuhören, wovon die Leute reden, und sich anzusehen, was es zu sehen gibt.

Auch der junge Maler Tschartkow, der in diesem Augenblick vorbeikam, blieb unwillkürlich vor dem Laden stehen. Sein alter Mantel und die wenig elegante Kleidung verrieten einen Mann, der sich der Arbeit aufopfernd hingibt und keine Zeit hat, sich um den Aufputz zu kümmern, der für die Jugend sonst immer

Telegram @shabarsbibliothek

eine geheimnisvolle Anziehungskraft besitzt. Er blieb vor dem Laden stehen und machte sich anfangs im Inneren über die verunglückten Bilder lustig. Aber dann wurde er unwillkürlich nachdenklich. Er fragte sich, wer diese Erzeugnisse brauche. Daß sich das einfache russische Volk an *Jeruslan Lasarewitsch*, an den *Fressern und Säufern,* an *Foma und Jerjoma* nicht satt sehen konnte, schien ihm nicht weiter verwunderlich: Die dargestellten Gegenstände waren dem Volk zugänglich und leicht verständlich. Doch wer waren die Käufer dieser schreienden, schmuddligen Ölsudeleien? Wer brauchte diese flämischen Bauern, diese roten und blauen Landschaften, die einen gewissen Anspruch darauf erhoben, auf einer schon etwas höheren Stufe der Kunst zu stehen, in denen jedoch ihre ganze tiefe Erniedrigung zum Ausdruck kam? Sie schienen keineswegs Arbeiten von kindlichen Autodidakten zu sein. Sonst wäre in ihnen, bei aller barbarischen Lächerlichkeit des Ganzen, ein leidenschaftlicher Schwung zu spüren gewesen. Hier war jedoch nichts als Stumpfsinn und ohnmächtige, altersschwache Talentlosigkeit zu sehen, die sich eigenmächtig den Künsten einreihte, während der richtige Platz für sie das niedere Handwerk war, eine Talentlosigkeit, die ihrer Berufung aber doch treu blieb und ihre Handwerklichkeit auf die Kunst übertrug. Immer dieselben Farben, immer dieselbe Manier, immer dieselbe eingeübte, routinierte Hand, die eher einem grobgefertigten Automaten als einem Menschen zu gehören

Telegram @shabarsbibliothek

schien! ... Der Maler stand lange vor diesen Sudeleien und dachte schließlich schon gar nicht mehr über sie nach. Der Ladenbesitzer aber, ein graues Männlein in einem Friesmantel und mit einem Kinn, das seit dem letzten Sonntag nicht mehr rasiert war, redete bereits eine Weile auf ihn ein, feilschte mit ihm herum und machte Preisangebote, ohne auch nur zu fragen, was er denn eigentlich wünsche und was ihm gefalle.

»Für diese Landschaft mit Bauern muß ich schon fünfundzwanzig Rubel nehmen. Was ist das aber auch für eine Malerei! Blendet geradezu das Auge; kommt frisch von der Börse; der Firnis ist noch nicht trocken. Oder hier dieser ›Winter‹, nehmen Sie diesen ›Winter‹! Fünfzehn Rubel! Was allein schon der Rahmen wert ist! Da, was für ein Winter das ist!« Der Ladenbesitzer schnippte mit den Fingern gegen die Leinwand, um die Güte dieses Winters zu beweisen. »Befehlen Sie alles zusammenzupacken und zu Ihnen zu tragen? Wo belieben Sie zu wohnen? He, Bursche, gib doch mal den Bindfaden herüber.«

»Augenblick, Verehrter, immer langsam«, sagte der Maler und kam zu sich, als er sah, daß der wendige Kaufmann allen Ernstes die Bilder zusammenpacken wollte.

Dem Maler wäre es peinlich gewesen, nichts zu erwerben, nachdem er sich so lange im Laden aufgehalten hatte, und er fügte hinzu: »Warte mal, ich sehe nach, ob sich hier nicht etwas für mich findet«, beugte sich vor

Telegram @shabarsbibliothek

und begann in allerlei alten, verstaubten, verwahrlosten Bildern zu kramen, die auf dem Fußboden übereinandergestapelt waren und sich offenbar nicht des geringsten Respekts erfreuten. Es gab hier altmodische Familienporträts, Porträts von irgendwelchen Leuten, deren Nachkommen man wohl auf der ganzen Welt nicht mehr ausfindig machen konnte, völlig undefinierbare Darstellungen auf zerrissenen Leinwänden, Rahmen, die einstmals vergoldet gewesen waren – mit einem Wort, allerlei alten Trödel. Doch der Maler sah sich alles an und dachte im stillen: Vielleicht findet sich doch noch etwas darunter. Er hatte mehr als einmal gehört, daß man bei solchen Holzschnitthändlern gelegentlich zwischen wertlosem Kram Bilder von großen Meistern entdeckte.

Als der Ladenbesitzer sah, woran sich der Kunde gemacht hatte, verließ ihn die Geschäftigkeit. Er nahm seine gewohnte Haltung wieder an, setzte die gebührende, gewichtige Miene auf, bezog wieder Posten vor der Tür, lud die Vorüberkommenden zum Eintreten ein und wies mit der Hand in den Laden. »Hierher, mein Bester, das sind Bilder! Treten Sie näher, treten Sie näher! Sind frisch von der Börse gekommen.« Nachdem er genug, aber größtenteils vergeblich trompetet und sich mit dem Trödler von gegenüber ausgesprochen hatte, der ebenfalls vor der Tür seines Ladens stand, erinnerte er sich schließlich, daß er im Laden einen Kunden hatte, drehte dem Volk den Rücken und ging hinein.

Telegram @shabarsbibliothek

»Nun, mein Bester, haben Sie etwas gefunden?« Der Maler stand schon seit einiger Zeit unbeweglich vor einem Porträt in schwerem, einst prächtigem Rahmen, an dem jetzt aber nur noch schwache Spuren der Vergoldung blinkten. Es stellte einen alten Mann mit hagerem bronzefarbenem Gesicht und starken Backenknochen dar; die Gesichtszüge schienen in einem Augenblick krampfhafter Erregung erfaßt zu sein und atmeten eine Kraft, die bestimmt nicht nordischer Herkunft war. Der flammende Mittag hatte sie geprägt. Ein weiter asiatischer Mantel umhüllte den Alten. So schadhaft und verschmutzt das Porträt auch war, er erkannte, nachdem er die Staubschicht vom Gesicht entfernt hatte, das Werk eines bedeutenden Malers in ihm. Das Porträt schien unvollendet, doch die Pinselführung war frappierend. Am erstaunlichsten wirkten die Augen – offenbar hatte der Maler all seine Kraft und all sein Können, allen Eifer und alle Sorgfalt auf sie verwandt. Sie blickten, als ob sie lebten, und zerstörten mit ihrer sonderbaren Lebendigkeit geradezu die Harmonie des Porträts. Als er das Bild an der Tür besah, blickten ihn die Augen noch sprechender an. Beinahe denselben Eindruck machten sie auch auf das Volk. Eine Frau, die hinter ihm stand, rief aus: »Er blickt, er blickt!« und wich langsam zurück. Er hatte ein unangenehmes, ihm selber unerklärliches Gefühl und stellte das Porträt auf den Fußboden.

»Also gut, nehmen Sie das Porträt!« sagte der Ladenbesitzer.

Telegram @shabarsbibliothek

»Und was soll es kosten?« fragte der Maler.

»Was kann man dafür schon verlangen? Geben Sie mir drei Fünfundzwanzigkopekenstücke!«

»Nein.«

»Wieviel bieten Sie denn?«

»Zwanzig Kopeken«, sagte der Maler und wollte gehen.

»Was Sie für Preise machen! Für zwanzig Kopeken bekommen Sie nicht mal den Rahmen! Ich sehe schon, Sie kommen morgen wieder. Herr, Herr, kehren Sie um! Legen Sie wenigstens noch einen Groschen zu. Also nehmen Sie es, nehmen Sie's schon für zwanzig Kopeken. Aber wirklich nur, weil Sie heute mein erster Käufer sind.«

Dabei machte er eine Handbewegung, die zu besagen schien: Also meinetwegen, soll das Bild vor die Hunde gehen!

So erwarb Tschartkow völlig überraschend das alte Porträt; zugleich fragte er sich: Wozu habe ich es gekauft? Was soll ich damit? Es ließ sich jedoch nichts mehr ändern. Er nahm ein Zwanzigkopekenstück aus der Tasche, gab es dem Ladenbesitzer, klemmte das Bild unter den Arm und ging mit ihm davon. Unterwegs fiel ihm ein, daß das Zwanzigkopekenstück, mit dem er gezahlt hatte, sein letztes Geld gewesen war. Seine Gedanken verdüsterten sich plötzlich, und Mißmut und eine gleichgültige Leere ergriffen von ihm Besitz. »Hol's der Teufel! Es lebt sich garstig auf dieser Welt!« sagte er

Telegram @shabarsbibliothek

mit dem Gefühl eines Russen, dessen Angelegenheiten nicht zum besten stehn. Und er ging mit raschen Schritten dahin, beinah mechanisch, teilnahmslos gegen alles. Noch hielt sich die Abendröte auf dem halben Himmel; noch lagen die Häuser, die ihr zugekehrt waren, in ihrem warmen Licht, doch gleichzeitig verstärkte sich schon das kalte bläuliche Strahlen des Mondes. Von den Häusern und den Beinen der Fußgänger zogen sich lange, schwache, fast durchsichtige Schatten über die Erde hin. Der Maler verlor sich allmählich in die Betrachtung des Himmels, der in ein durchsichtiges, feines, seltsames Licht getaucht war, und seinen Lippen entflohen fast gleichzeitig die Worte: »Was für ein zarter Farbton!« und: »Ärgerlich, hol's der Teufel!« Und er rückte das Porträt unter dem Arm zurecht, das ihm in einem fort wegrutschte, und beschleunigte seine Schritte.

Müde und völlig in Schweiß gebadet, kam er an seinem Haus in der Fünfzehnten Linie auf der Wassiljewski-Insel an. Schwer atmend und mit Mühe erstieg er die Treppe, die mit verschüttetem Spülicht Übergossen und mit Spuren von Hunden und Katzen geschmückt war. Er klopfte an die Tür, aber nichts regte sich – der Bediente war nicht zu Hause. Er lehnte sich ans Fenster und schickte sich an, geduldig zu warten – aber schließlich erklangen hinter ihm die Schritte eines Burschen in blauem Hemd, die Schritte seines Handlangers, seines Modells, seines Farbenreibers und Fußbodenkehrers, der die von ihm gekehrten Fußböden

Telegram @shabarsbibliothek

jedoch sogleich wieder mit seinen eigenen Stiefeln beschmutzte. Der Bursche hieß Nikita und verbrachte, wenn der Herr nicht zu Hause war, seine ganze Zeit irgendwo vor dem Haustor. Nikita versuchte lange, das Schlüsselloch zu finden, von dem man der Dunkelheit wegen nicht das geringste sah. Schließlich war die Tür geöffnet. Tschartkow betrat das Vorzimmer, in dem es unerträglich kalt war, kalt wie bei allen Malern, was sie im übrigen meist nicht merken. Ohne den Mantel abzulegen und Nikita zu übergeben, ging er in seine Werkstatt, einen großen, aber niedrigen quadratischen Raum, dessen Fenster schwitzten und der mit allerlei Malerkram vollgestopft war – mit Teilen von Gipsarmen, leinwandbespannten Rahmen, angefangenen und wieder liegengelassenen Skizzen und von Stuhllehnen herabhängenden Draperien. Er war stark ermüdet, streifte den Mantel ab, stellte das mitgebrachte Porträt zerstreut zwischen zwei kleinere Bilder und warf sich auf ein schmales Sofa, das man nicht gut mehr Ledersofa nennen konnte, da die Reihe der Kupfernägel, mit denen das Leder einstmals befestigt gewesen war, bereits seit langem für sich bestand, ebenso wie das obenauf liegende Leder, unter das Nikita die schwarzen Strümpfe, die Hemden und überhaupt die ganze schmutzige Wäsche steckte. Nachdem der Maler eine Weile gesessen und sich dann bequem ausgestreckt hatte, soweit das auf dem schmalen Sofa überhaupt möglich war, verlangte er eine Kerze.

Telegram @shabarsbibliothek

»Es ist keine Kerze da«, sagte Nikita.

»Wieso nicht?«

»Weil auch schon gestern keine da war«, entgegnete Nikita.

Der Maler erinnerte sich, daß in der Tat schon am Tage zuvor keine Kerze dagewesen war, beruhigte sich und verstummte. Er ließ sich auskleiden und zog seinen stark abgetragenen Morgenrock an.

»Ja, übrigens, der Hauswirt ist hiergewesen«, sagte Nikita.

»Er wollte die Miete abholen? Kann ich mir denken«, entgegnete der Maler und winkte ab.

»Aber er war nicht allein hier«, fuhr Nikita fort.

»Wer war denn mit ihm?«

»Ich weiß nicht recht ... Wohl der Reviervorsteher.«

»Und wieso der Reviervorsteher?«

»Das weiß ich nicht. Er sagte, weil die Miete nicht bezahlt ist.«

»Und was wird weiter?«

»Was weiter wird, weiß ich nicht. Er hat gesagt – wenn er nicht will, dann soll er ausziehen. Sie wollen beide morgen wiederkommen.«

»Sollen sie kommen«, entgegnete mit melancholischem

IOI

Gleichmut Tschartkow. Und die schlechte Laune ergriff endgültig von ihm Besitz.

Der junge Tschartkow war ein begabter, vielverspre-

Telegram @shabarsbibliothek

chender Maler – da und dort ließ seine Malerei bereits Beobachtungsgabe, Überlegung und das hitzige Bestreben, sich der Natur noch mehr zu nähern, erkennen.

»Gib acht, mein Freund«, pflegte der Professor zu ihm zu sagen, »du hast Talent; es wäre eine Sünde, es zugrunde zu richten. Aber du bist ungeduldig. Ein bestimmtes Detail reizt dich, nimmt dich gefangen – du beschäftigst dich mit ihm, und alles andere ist für dich nicht da, geht dich nichts an; du willst nichts von ihm wissen. Paß auf, daß nicht ein Modemaler aus dir wird! Die Farben sind bei dir schon jetzt zu grell. Die Zeichnung ist wenig streng, mitunter auch einfach schwach, es ist keine Linie darin. Du jagst bereits modischen Lichteffekten nach, all dem, was gleich ins Auge sticht. Paß auf – du verfällst noch in die englische Manier. Nimm dich in acht – dich lockt schon die große Welt; schon sehe ich manchmal einen stutzerhaften Schal um deinen Hals, einen seidig glänzenden Hut auf deinem Kopf ... Gewiß, es ist reizvoll, für Geld allerlei modische Bildchen zu malen, allerlei kleine Porträts. Aber gerade dadurch geht das Talent zugrunde; es entfaltet sich nicht dabei. Gedulde dich! Überdenk jede Arbeit, unterdrück deine Eitelkeit; sollen die anderen Geld scheffeln. Dir wird das Deine nicht entgehen.«

Der Professor hatte teilweise recht. Unser Maler verspürte in der Tat gelegentlich das Bedürfnis, über die Stränge zu schlagen und sich als Dandy zu zeigen, mit einem Wort, zu beweisen, wie jung er war. Aber er

Telegram @shabarsbibliothek

hatte sich bei alledem in der Gewalt. Er konnte zuzeiten, wenn er zum Pinsel griff, alles vergessen, und riß er sich von der Arbeit los, dann war ihm jedesmal, als erwache er aus einem schönen Traum. Sein Geschmack entwickelte sich zusehends. Die ganze Tiefe eines Raffael verstand er zwar noch nicht, begeisterte sich aber bereits für die schnelle, schwungvolle Malweise Guidos, blieb vor den Bildnissen Tizians stehen und bewunderte die Flamen. Noch war für ihn das nachgedunkelte Gewand, das die alten Bilder umgab, nicht gänzlich abgefallen; doch dies und das an ihnen war ihm schon aufgegangen, wenn er auch innerlich dem Professor nicht beipflichtete, daß die alten Meister uns unerreichbar voraus gewesen seien. Ihm schien sogar, das neunzehnte Jahrhundert habe sie in manchem überflügelt, die Nachahmung der Natur sei heute eindringlicher, lebendiger, genauer geworden; mit einem Wort, er dachte in diesem Punkte, wie eben die Jugend denkt, die bereits einiges erfaßt hat und das mit Stolz im Innersten fühlt. Er war manchmal verdrossen, wenn er sah, wie ein zugereister französischer oder deutscher Maler, der seiner Berufung nach gar kein Maler war, allein durch seine routinierte Manier, durch flotte Pinselführung und Lebhaftigkeit der Farben allgemeines Aufsehen erregte und im Nu ein Kapital zusammenbrachte. Das beschäftigte ihn nicht dann, wenn er, völlig in seine Arbeit vertieft, Essen und Trinken, ja selbst die ganze Welt vergaß, sondern dann, wenn ihn die Not am Ende zu

Telegram @shabarsbibliothek

stark bedrängte, wenn er kein Geld hatte, um Pinsel und Farben zu kaufen, wenn der aufdringliche Hauswirt zehnmal am Tage kam, um die Miete zu fordern. Dann malte er sich in seiner hungrigen Phantasie das beneidenswerte Los eines reichen Malers aus, oder ihm kam sogar der für einen russischen Kopf gar nicht so ungewöhnliche Gedanke, alles stehen- und liegenzulassen und sich aus Kummer, allem zum Trotz, ins Feiern zu stürzen.

»Ja doch! Gedulde dich, gedulde dich!« murmelte er verdrossen vor sich hin. »Schließlich hat alle Geduld einmal ein Ende. Gedulde dich! Und wovon soll ich morgen mein Mittagessen bezahlen? Geliehen bekomme ich nichts. Und wenn ich alle meine Bilder und Zeichnungen zum Verkaufen bringe, gibt man mir zwanzig Kopeken für alles zusammen. Sie sind natürlich nützlich, das fühle ich: Keines von ihnen wurde umsonst in Angriff genommen, jedes von ihnen hat mir zu einer Erkenntnis verholfen. Aber was habe ich davon? Skizzen, Versuche, immer nur Skizzen und Versuche, kein Ende abzusehen. Wer würde auch etwas kaufen, solange man meinen Namen nicht kennt? Wer kann mit meinen Zeichnungen nach antiken Vorbildern aus der Klasse für Aktmalerei etwas anfangen? Oder mit meiner unvollendeten ›Liebe der Psyche‹, der Perspektive meines Zimmers oder dem Bildnis meines Nikita, auch wenn es, weiß Gott, weit besser ist als die Porträts von irgendeinem Modemaler? Ja, was soll denn das?

Telegram @shabarsbibliothek

Wozu quäle ich mich herum und schwitze gleich einem Abeceschützen über der Fibel, wenn ich genausogut brillieren könnte wie andere, genausogut bei Gelde sein könnte wie andere?«

Bei diesen Worten befiel den Maler plötzlich ein Zittern, und er erblaßte. Ein krampfhaft verzerrtes Gesicht sah ihn hinter einem abgestellten Bilde hervor an. Zwei schreckliche Augen waren auf ihn geheftet, als wollten sie ihn verschlingen, und auf den Lippen stand der strenge Befehl geschrieben – zu schweigen! Erschrocken wollte er aufschreien und nach Nikita rufen, der nebenan im Vorzimmer bereits dröhnend schnarchte, hielt aber plötzlich inne und brach in Lachen aus. Die Furcht verflog in einem Nu. Es war das von ihm erworbene Porträt, das er inzwischen völlig vergessen hatte. Der Mondschein, der in das Zimmer drang, fiel auch auf dieses Bild und teilte ihm eine merkwürdige Lebendigkeit mit. Er sah es sich näher an und rieb es ab. Er ging mehrmals mit einem feuchten Schwamm darüber hin, wusch fast den ganzen Schmutz und Staub, der sich darauf gesammelt hatte und verkrustet war, von ihm ab, hängte es an die Wand und staunte noch mehr als zuvor über die ungewöhnliche Arbeit – das ganze Gesicht schien zu leben, und die Augen sahen ihn in einer Weise an, daß er am Ende zusammenfuhr, zurückwich und verwundert sagte: »Er blickt mich an, er blickt mich an, als ob er lebte!« Und eine Geschichte fiel ihm ein, die er vor langer Zeit einmal von seinem Professor gehört

Telegram @shabarsbibliothek

hatte – die Geschichte von einem Bildnis des hochberühmten Leonardo da Vinci, an dem der große Meister mehrere Jahre gearbeitet hatte und das er noch immer nicht als vollendet ansah, obwohl es nach den Worten Vasaris von allen, die es kannten, für ein im höchsten Grade vollkommenes und unübertreffliches Kunstwerk erachtet wurde. Das unübertrefflichste an ihm waren die Augen – die Zeitgenossen konnten nicht genug über sie staunen; sogar die kleinsten, kaum noch erkennbaren Äderchen waren nicht fortgelassen, sondern im Bilde festgehalten. Hier jedoch, an dem Porträt, das vor ihm hing, mutete dennoch einiges seltsam an. Das war nicht mehr Kunst, das sprengte einfach die Harmonie des Ganzen. Es waren lebendige, es waren menschliche Augen! Sie schienen aus einem lebenden Menschen herausgeschnitten und in die Leinwand eingesetzt zu sein. Man empfand hier nicht mehr den hohen Genuß, den der Anblick eines Kunstwerks bietet, so grausam sein Gegenstand auch sein mag, hier befiel einen nur ein quälendes, schmerzliches Gefühl. Wie kommt das? fragte sich unwillkürlich der Maler. Es ist doch letzten Endes Natur, lebendige Natur; was ist also der Grund für dieses sonderbare, unangenehme Gefühl? Ist denn die sklavische, getreue Nachahmung der Natur bereits ein Vergehen, das wie ein gellender, disharmonischer Schrei auf uns wirkt? Zeigt sich uns denn der Gegenstand, den man ohne Anteilnahme, ohne Gefühl, ohne jegliche Sympathie betrachtet, unvermeidlich in seiner ganzen

Telegram @shabarsbibliothek

erschreckenden Gegenständlichkeit, ohne vom Licht eines unergründlichen Sinns, der in allem verborgen liegt, erhellt zu sein, zeigt er sich uns nur von jener Seite, die sich vor einem auftut, sobald man sich, um einen wunderbaren Menschen zu begreifen, mit einem Seziermesser bewaffnet, sein Inneres bloßlegt und eine einzige Abscheulichkeit erblickt? Warum wirkt die einfache, niedere Natur bei dem einen Künstler gleichsam verklärt, so daß man keinerlei niedrige Eindrücke von ihr hat, sondern im Gegenteil erquickt zu sein glaubt und alles ringsum gelassener und gleichmäßiger dahinzufließen scheint? Und warum kommt einem dieselbe Natur bei einem anderen Maler, der ihr genauso treu war, niedrig und schmutzig vor? Ihr fehlt eben etwas, das sie verklärt. Es ist nicht anders als bei einem Blick, den man auf eine Landschaft wirft: So herrlich sie auch sein mag, es wird ihr immer etwas fehlen, solange nicht die Sonne am Himmel steht.

Er trat aufs neue vor das Porträt, um diese erstaunlichen Augen zu betrachten, und stellte mit Entsetzen fest, daß sie tatsächlich auf ihn gerichtet waren. Das war nicht mehr Nachahmung der Natur, das war die sonderbare Lebendigkeit, die das Gesicht eines Toten erhellen mag, der aus dem Grabe aufersteht. Ob es nun vom Mondlicht herrührte, das allerlei Wahngebilde heraufbeschwor und alles in Formen hüllte, die dem nüchternen Tag entgegengesetzt waren, oder anderes die Ursache bildete – jedenfalls war es ihm plötzlich aus

Telegram @shabarsbibliothek

irgendeinem Grunde unheimlich, so allein in seinem Zimmer umherzugehen; er hatte das Gefühl, sogleich werde ihm jemand folgen, und er blickte sich jedesmal ängstlich um. Er war nie feige gewesen, wenn sich seine Phantasie und seine Nerven auch leicht reizen ließen. Die Furcht, die ihn an diesem Abend beschlichen hatte, konnte er sich selbst nicht erklären. Er setzte sich in eine Ecke, aber auch hier schien ihm, im nächsten Augenblick werde ihm jemand über die Schulter ins Gesicht sehen. Nicht einmal das Schnarchen Nikitas, das aus dem Vorzimmer zu ihm drang, vermochte seine Angst zu verdrängen. Schließlich erhob er sich vorsichtig und ohne aufzublicken von seinem Platz, begab sich hinter den Wandschirm und legte sich schlafen. Er sah durch die Spalten des Wandschirms sein vom Mondschein übergossenes Zimmer und das an der Wand hängende Porträt. Die Augen starrten ihn noch schrecklicher, noch bedeutsamer an und schienen nichts anderes sehen zu wollen als ihn. Gepackt von einem quälenden Gefühl, entschloß er sich aufzustehen. Er ergriff sein Bettuch, ging zu dem Porträt und hüllte es völlig ein. Danach legte er sich etwas beruhigter wieder zu Bett und dachte über die Armut und das beklagenswerte Los des Künstlers nach, über den dornigen Weg, den er auf dieser Welt zurückzulegen hat, doch unwillkürlich wanderte sein Blick dabei durch die Spalte des Wandschirms zu dem verhängten Porträt. Der Mondschein verstärkte das Weiß des Bettuches, und ihm schien, die

Telegram @shabarsbibliothek

schrecklichen Augen durchbohrten allmählich sogar das Leinen. Er starrte voller Furcht auf das Porträt, als wolle er sich überzeugen, daß alles nur ein Hirngespinst war. Doch schließlich sieht er, sieht er tatsächlich ganz deutlich: Das Bettuch ist nicht mehr da. Das Porträt ist unverhüllt und blickt an allem vorbei, was es ringsum gibt, blickt unmittelbar auf ihn, blickt ihm unmittelbar ins Herz. Er erstarrt. Und er sieht: Der Alte bewegt sich plötzlich und stützt sich mit beiden Armen auf den Rahmen. Dann zieht er sich hoch, steckt beide Beine durch und springt heraus ... Durch den Spalt des Wandschirms war nur noch der leere Rahmen zu sehen. Man hörte das Schlurren von Schritten im Zimmer; sie kamen dem Wandschirm allmählich näher und näher. Dem armen Maler klopfte das Herz immer schneller. Vor Angst stockte ihm der Atem; er wartete darauf, daß der Alte hinter dem Wandschirm hervor zu ihm hereinsehe. Und dann sah er auch wirklich zu ihm herein, mit seinem bronzenen Gesicht und seinen umherirrenden großen Augen. Tschartkow versuchte aufzuschreien und fühlte, daß ihm die Stimme versagte, er versuchte, sich zu rühren, irgendeine Bewegung zu machen, doch seine Glieder gehorchten nicht. Mit offenem Mund und angehaltenem Atem starrte er auf das hochgewachsene schreckliche Phantom, das so etwas wie einen weiten asiatischen Mantel trug, und fragte sich, was es tun würde. Der Alte setzte sich auf das Fußende des Sofas und zog etwas unter den Falten seines weiten Gewandes

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

hervor. Es war ein Sack. Er band ihn auf, faßte ihn an den unteren Ecken und schüttelte ihn: Schwere Röllchen von der Form langer Stäbchen schlugen dumpf auf den Fußboden auf. Jedes Röllchen war in blaues Papier gewickelt und trug die Aufschrift: ›1000 Dukaten‹. Der Alte streckte seine langen knochigen Arme aus den weiten Ärmeln heraus und begann die Röllchen auszuwickeln. Gold blitzte auf. So groß das bedrückende Gefühl und die wahnsinnige Angst des Malers auch waren, er starrte auf das Gold und sah regungslos zu, wie die knochigen Hände es auswickelten, wie es erglänzte, bald hell, bald dumpf gegeneinanderschlug und wieder eingewickelt wurde. Plötzlich bemerkte er, daß eines der Stäbchen fortrollte und an einem Fuß seines Bettes, am Kopfende, liegenblieb, Seine Hände verkrampften sich darein, und voller Angst sah er zu dem Alten, ob dieser es auch nicht bemerke. Doch der Alte war, wie es schien, sehr beschäftigt. Er las seine Röllchen zusammen, packte sie wieder in den Sack und verließ, ohne den Maler anzusehen, den Raum hinter dem Wandschirm. Tschartkow klopfte das Herz bis zum Halse, als er hörte, wie sich das Schlurren entfernte. Er preßte das Röllchen in seiner Hand, zitterte an allen Gliedern und hörte plötzlich, daß sich die Schritte dem Wandschirm wieder näherten – offenbar war dem Alten eingefallen, daß ihm ein Röllchen fehlte. Und schließlich sah er wieder hinter dem Wandschirm hervor zu ihm herein. Der Maler preßte das Röllchen voller Ver-

Telegram @shabarsbibliothek

zweiflung in seiner Hand, so fest er konnte, versuchte mit aller Gewalt eine Bewegung zu machen, schrie auf und erwachte.

Er war in kaltem Schweiß gebadet; sein Herz hämmerte stark, wie es nicht stärker hätte hämmern können, und seine Brust schien so zusammengeschnürt, als wolle ihr der letzte Hauch entweichen. Ist das wirklich ein Traum gewesen? fragte er sich und griff sich mit beiden Händen an den Kopf. Doch die erschreckende Lebendigkeit der Erscheinung schloß einen Traum fast aus. Er sah, nun schon ganz wach, wie der Alte im Rahmen verschwand; er sah sogar die Schöße seines weiten Gewandes flattern, und seine Hand fühlte mit aller Deutlichkeit, daß sie soeben noch etwas Schweres gehalten hatte. Das Mondlicht erhellte das Zimmer und Heß in den dunklen Ecken bald eine Leinwand, bald einen Gipsarm, eine auf einer Stuhllehne vergessene Draperie, ein Beinkleid oder ein Paar ungeputzte Schuhe aufleuchten. Erst jetzt bemerkte er, daß er gar nicht auf seinem Bett lag, sondern unmittelbar vor dem Porträt stand. Wie er hierher gelangt war, konnte er sich beim besten Willen nicht erklären. Noch mehr verwunderte ihn, daß das Porträt völlig unverhüllt und das Bettuch verschwunden war. Er blickte, starr vor Schrecken, auf das Porträt und sah, wie die lebendigen menschlichen Augen ihn unverwandt ansahen. Aufsein Gesicht trat kalter Schweiß. Er wollte zurückweichen, fühlte aber, daß seine Füße wie angewurzelt waren. Und schließlich

Telegram @shabarsbibliothek

bemerkte er – und das war nun wirklich kein Traum mehr –, wie sich die Züge des Alten verschoben und seine Lippen sich spitzten, als wollten sie ihn aussaugen. Er schrie verzweifelt auf, fuhr zurück und erwachte.

War wirklich auch das nur ein Traum gewesen? Sein Herz hämmerte zum Zerspringen. Er tastete mit den Händen die Umgebung ab. Ja, er lag auf seinem Bett, lag in der gleichen Haltung darauf, in der er eingeschlafen war. Vor ihm stand der Wandschirm; Mondlicht erfüllte das Zimmer. Durch den Spalt im Wandschirm sah er das Porträt; es war sorgsam verhängt – so, wie er selbst es mit dem Bettuch verhängt hatte. Dann war also wirklich auch das nur ein Traum gewesen! Doch die geballte Hand spürte noch, daß sie etwas umklammert hatte. Sein Herz klopfte mit einer beängstigenden Heftigkeit; der Druck auf seiner Brust war unerträglich. Er starrte durch den Spalt und blickte unverwandt auf das Bettuch. Und plötzlich sah er ganz deutlich, daß sich das Bettuch bewegte, als regten sich unter ihm Hände, die es abzuwerfen versuchten. »Herrgott im Himmel, was ist denn das?« rief er aus, bekreuzigte sich verzweifelt und erwachte.

Auch das war ein Traum gewesen! Er sprang verstört, halb irrsinnig aus dem Bett und konnte sich nicht erklären, was eigentlich mit ihm vorging, ob es ein Alpdruck, ob es der Hausgeist, ob es ein Wachtraum oder ein Fieberwahn gewesen war. Im Wunsche, seine seelische Erregung zu bekämpfen, das aufgepeitschte Blut,

Telegram @shabarsbibliothek

das sich mit wildem Pulsschlag durch seine Adern ergoß, wenigstens einigermaßen zu beruhigen, trat er ans Fenster und öffnete die Lüftungsklappe. Ein kalter Wind wehte herein und brachte ihn zu sich. Noch immer lag, obwohl jetzt kleine Wolken am Himmel dahintrieben, der Mondschein auf den Dächern und den weißen Wänden der Häuser. Alles war still, nur dann und wann hörte man in der Ferne eine Droschke knarren, deren Kutscher, auf einen verspäteten Fahrgast hoffend und eingelullt von seiner trägen Mähre, irgendwo in einer Seitengasse schlief. Der Maler blickte lange hinaus, den Kopf durch die Lüftungsklappe gesteckt. Schon tauchten am Himmel die Anzeichen der nahenden Morgenröte auf. Schließlich fühlte er, daß ihn der Schlaf überkam; er warf die Lüftungsklappe zu, zog sich vom Fenster zurück, legte sich zu Bett und schlief bald darauf ein, fest wie ein Toter.

Er erwachte sehr spät und in der unangenehmen Verfassung eines Menschen, der in Ofendunst geschlafen hat – er hatte heftiges Kopfweh. Im Zimmer war es halbdunkel; draußen nieselte es, und die unangenehme Feuchtigkeit der Luft drang durch die Ritzen der Fenster ein, die mit grundierten Leinwänden und Bildern vollgestellt waren. Finster und mißmutig wie ein durchnäßter Hahn, richtete er sich auf dem zerschlissenen Sofa auf, ohne zu wissen, was er tun, was er sich vornehmen sollte, und erinnerte sich schließlich an seinen Traum. Je mehr er sich ihn ins Gedächtnis zu-

Telegram @shabarsbibliothek

rückrief, desto bedrückender und lebendiger wurde er in seiner Phantasie, so daß er sich fragte, ob es wirklich ein Traum, ein bloßer Wahn, und nicht etwas anderes, ein wahres Erlebnis gewesen sei. Er riß das Bettuch vom Bild herunter und sah sich das schreckliche Porträt bei Tageslicht an. Die Augen verblüfften in der Tat durch ihre ungewöhnliche Lebendigkeit, doch etwas besonders Unheimliches konnte er an ihnen nicht entdecken; nur hinterließen sie ein unerklärliches, unangenehmes Gefühl. Trotz allem vermochte er sich nicht ganz davon zu überzeugen, daß alles nur ein Traum gewesen war. Ihm deuchte, dieser Traum enthalte irgendein furchtbares Stück Wirklichkeit. Selbst irgend etwas im Blick, im Ausdruck des Alten schien zu verraten, daß er in dieser Nacht zu ihm gekommen war; seine Hand fühlte noch das Gewicht, das sie gehalten hatte, als sei es ihr gerade erst entrissen worden. Ihm schien, er hätte das Röllchen nur besser festhalten müssen, und es wäre auch nach dem Erwachen noch in seiner Hand gewesen.

Mein Gott, wenn ich nur einen Teil dieses Geldes hätte! dachte er, seufzte tief auf und sah in seiner Phantasie aufs neue die Röllchen mit der verlockenden Aufschrift ›1000 Dukaten‹ aus dem Sack purzeln. Die Röllchen wurden ausgewickelt, Gold blitzte auf und wurde wieder eingewickelt; und er saß da, stierte gedankenlos in die Luft, unfähig, sich von der Vorstellung loszureißen – wie ein Kind, das vor einer süßen Speise sitzt und dem der Speichel im Munde zusammenläuft, während

Telegram @shabarsbibliothek

es zusehen muß, wie andere sie verzehren. Schließlich hörte er ein Klopfen an der Tür, das ihn auf unangenehme Weise in die Wirklichkeit zurückversetzte. Der Hauswirt trat ein, begleitet vom Reviervorsteher, dessen Erscheinen, wie man weiß, kleinen Leuten noch unangenehmer ist als das Gesicht eines Bittstellers den Reichen. Der Besitzer des kleinen Hauses, in dem Tschartkow wohnte, gehörte zu jenem Menschenschlag, dem ein Hausbesitzer irgendwo in der Fünfzehnten Linie der Wassiljewski-Insel, auf der Petersburger Seite oder in einem abgelegenen Winkel von Kolomna nun einmal anzugehören pflegt, mit einem Wort, es war eine Art Mensch, deren es viele in Rußland gibt und deren Wesen ebenso schwer zu bestimmen ist wie die Farbe eines abgetragenen Gehrocks. Er war in seiner Jugend Hauptmann und ein großer Schreihals gewesen, hatte später im Zivildienst gestanden, sich gut in der Verabfolgung von Prügeln ausgekannt und sich sowohl als anstellig wie auch als Stutzer und Dummkopf erwiesen; in seinem Alter jedoch waren alle diese betonten Eigenarten zu einer trüben Unbestimmbarkeit verschmolzen. Er war verwitwet, hatte seinen Abschied genommen, kleidete sich nicht mehr wie ein Stutzer, prahlte nicht mehr und war nicht mehr so hochnäsig, trank nur noch gern Tee und schwatzte dabei dummes Zeug; er ging im Zimmer umher und rückte das Talglicht zurecht, suchte nach Ablauf jeden Monats pünktlich die Mieter auf, um sich sein Geld zu holen, trat mit dem Schlüssel

Telegram @shabarsbibliothek

in der Hand auf die Straße hinaus und sah sich das Dach seines Hauses an und jagte mehrmals am Tage den Hausknecht aus seiner Hundehütte, in der er sich versteckte, um zu schlafen – er war, mit einem Wort, ein Mann im Ruhestand, der von dem ganzen flotten Leben und all dem Gerüttel in den Postkutschen nur ein paar triviale Angewohnheiten zurückbehalten hatte.

»Bitte, sehen Sie sich das an, Waruch Kusmitsch«, wandte sich der Hauswirt an den Reviervorsteher und zuckte mit den Schultern. »Er zahlt einfach nicht, zahlt keine Miete.«

»Was soll ich denn machen, wenn ich kein Geld habe? Warten Sie, ich werde schon bezahlen.«

»Nein, mein Bester, warten kann ich nicht«, sagte ärgerlich der Hauswirt und schwenkte den Schlüssel in der Hand. »Bei mir lebt da zum Beispiel der Oberstleutnant Potogonkin, und zwar seit sieben Jahren; und Anna Petrowna Buchmisterowa hat sogar die Scheune und den Stall mit den zwei Pferdeboxen bei mir gemietet. Drei Leute vom Hofgesinde waren mit ihr – Sie sehen, was ich für Mieter habe. Um es geradeheraus zu sagen, die Miete nicht bezahlen – so etwas gibt es bei mir nicht! Bezahlen Sie auf der Stelle, und ziehen Sie aus.«

»Ja, wenn es so ausgemacht ist, müssen Sie eben zahlen«, sagte der Reviervorsteher, schüttelte kurz den Kopf und steckte einen Finger hinter die Knopfleiste seines Rocks.

Telegram @shabarsbibliothek

»Womit soll ich denn bezahlen, fragt sich. Ich besitze im Augenblick nicht einen Groschen.«

»Dann erfüllen Sie Iwan Iwanowitschs Forderung mit den Erzeugnissen Ihres Berufes«, sagte der Reviervorsteher. »Er ist vielleicht bereit, Bilder in Zahlung zu nehmen.«

»Nein, Verehrter, für die Bilder bedanke ich mich. Wenn's wenigstens Bilder mit würdigem Inhalt wären, die man sich an die Wand hängen kann, sagen wir, ein General mit Stern oder ein Bildnis Kutusows, aber nein, er malt einen Bauern, einen Bauern im Hemd, den Diener, der Farben für ihn reibt. Dieses Schwein auch noch porträtieren! Dem haue ich die Hucke voll – der Halunke hat mir alle Nägel aus den Türriegeln gezogen. Sehen Sie sich doch an, was für Gegenstände dieser Maler malt, hier zum Beispiel, das Zimmer. Hätte er's wenigstens in sauberem, aufgeräumtem Zustand dargestellt, aber da, wie er es gezeichnet hat – mit allem Kehricht und Abfall, der gerade herumlag. Hier, belieben Sie sich zu überzeugen, wie er das Zimmer verdrecken läßt! Meine Mieter wohnen .ihre sieben Jahre bei mir, sogar Obersten, sogar Anna Petrowna Buchmisterowa ... Nein, ich sage Ihnen: Es gibt keinen schlimmeren Mieter als einen Maler – haust akkurat wie ein Schwein, der Herrgott bewahre einen vor so was.«

Und all das mußte sich der arme Maler geduldig anhören. Der Reviervorsteher sah sich indessen die Bilder und Skizzen an und bewies sogleich, daß sein Empfin-

Telegram @shabarsbibliothek

den bei weitem lebendiger als das des Hauswirts und er sogar künstlerischen Eindrücken zugänglich war.

»Hm«, sagte er und zeigte mit dem Finger auf eine Leinwand, auf der man einen weiblichen Akt sah, »ein sozusagen etwas frivoles Sujet. Und wieso hat der da was Schwarzes unter der Nase? Das soll wohl Schnupftabak sein?«

»Das ist ein Schatten«, entgegnete Tschartkow in strengem Ton, ohne ihn anzusehen.

»Nun, den Schatten hätte man auch woanders anbringen können, unter der Nase fällt er zu sehr auf«, meinte der Reviervorsteher. »Und wessen Bildnis ist das?« fuhr er fort und trat auf das Porträt des Alten zu. »Ein bißchen unheimlich. Hatte er tatsächlich so ein unheimliches Gesicht? Ach du meine Güte, wie er einen anblickt! Der reinste Donnerer! Wer hat Ihnen dazu gesessen?«

»Ja, wissen Sie, das habe ich ...«, begann Tschartkow, vollendete den Satz aber nicht. Man hörte plötzlich ein Knacken. Der Reviervorsteher hatte infolge der ungefügen Struktur seiner Polizistenhände den Rahmen wohl allzu fest angepackt; die Seitenstege brachen, und einer fiel zu Boden. Zugleich mit ihm schlug klirrend ein Röllchen in blauem Papier auf dem Fußboden auf. Tschartkow sprang die Aufschrift ›1000 Dukaten‹ in die Augen. Er stürzte wie ein Irrer hin, um das Röllchen aufzunehmen, ergriff es und preßte es krampfhaft in seiner Hand, die von dem Gewicht nach unten gezogen wurde.

Telegram @shabarsbibliothek

»Hat da nicht Geld geklirrt?« fragte der Reviervorsteher, der gehört hatte, wie etwas auf dem Fußboden aufschlug; was es war, hatte er bei der Schnelligkeit, mit der Tschartkow es aufhob, nicht feststellen können.

»Was geht es Sie eigentlich an, ob ich etwas besitze oder nicht?«

»Es geht mich insofern etwas an, als Sie dem Hauswirt die Miete bezahlen müssen, und zwar jetzt gleich; Sie haben Geld und wollen nicht bezahlen. Das ist es.«

»Also gut, ich werde noch heute bezahlen.«

»Und warum wollten Sie nicht schon vorhin bezahlen, warum regen Sie den Hauswirt auf und bemühen auch noch die Polizei?«

»Weil ich dieses Geld nicht antasten wollte. Ich werde noch heute abend bezahlen und ziehe gleich morgen aus; bei einem solchen Hauswirt bleibe ich nicht.«

»Also, Iwan Iwanowitsch, er sagt, er will bezahlen«, wandte sich der Reviervorsteher an den Hauswirt. »Sollte er Ihrer Forderung aber nicht heute abend nachkommen, dann, Herr Maler, müssen Sie schon entschuldigen ...«

Bei diesen Worten setzte er seinen Dreispitz auf und trat in den Flur hinaus, hinter ihm mit gesenktem Kopf der Hauswirt, der über irgend etwas nachzudenken schien.

»Gott sei Dank, sie sind fort!« sagte Tschartkow, als er die Wohnungstür zufallen hörte.

Er spähte in den Flur, schickte Nikita, um ganz allein

Telegram @shabarsbibliothek

zu sein, mit einem Auftrag fort, schloß die Tür hinter ihm ab und wickelte, in sein Zimmer zurückgekehrt, mit klopfendem Herzen das Röllchen aus. Es waren lauter funkelnagelneue blitzende Dukaten darin. Halb irrsinnig saß er vor dem Haufen Gold und fragte sich immerfort, ob er nicht träume. Das Röllchen enthielt genau tausend Dukaten. Es sah von außen ganz so aus wie die Röllchen, die er im Traum erblickt hatte. Er ließ die Münzen mehrere Minuten durch die Finger gleiten, sah sie durch und konnte sich noch immer nicht fassen. In seiner Phantasie lebten plötzlich allerlei Geschichten von Schätzen, von Schatullen mit Geheimfächern auf, die irgendwelche Ahnherren ihren ruinierten Enkeln hinterlassen hatten, in der festen Überzeugung, dies würde ihr klägliches Los bessern. Er dachte sich: Hat nicht auch hier ein Großvater seinem Enkel ein Geschenk hinterlassen wollen und es im Rahmen eines Familienporträts versteckt? Von romantischen Trugbildern genarrt, begann er sich schon zu fragen, ob hier nicht ein geheimnisvoller Zusammenhang mit seinem eigenen Schicksal bestehe, ob nicht die Existenz des Bildes mit seiner eigenen Existenz in Verbindung gebracht werden könne, ob nicht schon der Erwerb des Porträts gewissermaßen vorausbestimmt gewesen sei. Er sah sich den Rahmen neugierig an. An der einen Seite war eine Rille ausgestemmt und so geschickt und unauffällig mit einem Brettchen verdeckt, daß die Dukaten bis an den Jüngsten Tag in ihr geruht hätten, wäre der

Telegram @shabarsbibliothek

Rahmen nicht durch die Pranke des Reviervorstehers zerdrückt worden. Er betrachtete das Porträt und staunte aufs neue über die Qualität der Arbeit und über die ungewöhnliche Vollendung der Augen. Sie schienen ihm nicht mehr schrecklich, hinterließen aber in ihm immer noch unwillkürlich ein unangenehmes Gefühl. Nein, sagte er zu sich selbst, einerlei, wessen Großvater du auch sein magst, ich laß dich dafür verglasen und in einen Goldrahmen fassen. Seine Hand tastete über den Goldhaufen hin, der vor ihm lag, und sein Herz begann heftig zu schlagen. Was fange ich mit ihnen an? fragte er sich und starrte auf die Münzen. Ich bin jetzt für mindestens drei Jahre versorgt, ich kann mich in meinem Zimmer einschließen und arbeiten. Geld für Farben habe ich jetzt; für das Mittagessen, den Tee, den Unterhalt und die Wohnung auch. Niemand wird mich mehr stören, niemand wird mir mehr auf die Nerven fallen. Ich kaufe mir eine erstklassige Gliederpuppe, bestelle einen kleinen Gipstorso, modelliere Füße, stelle eine Venus bei mir auf und lege mir Stiche nach den berühmtesten Bildern zu. Und wenn ich drei Jahre lang in aller Stille gearbeitet habe, für mich, nicht für den Verkauf, dann laß ich sie alle hinter mir und bin ein angesehener Maler.

So sagte er sich, so riet es ihm der Verstand, aber eine andere Stimme in seinem Inneren erklang, immer vernehmlicher, immer lauter. Und als sein Blick ein weiteres Mal über das Gold hinglittt, verlangten seine zwei-

Telegram @shabarsbibliothek

undzwanzig Jahre, das Ungestüm seiner Jugend etwas ganz anderes. Jetzt konnte er alles haben, was er bis dahin mit neidischen Augen betrachtet, all das, womit er aus der Ferne geliebäugelt hatte, wobei ihm das Wasser im Munde zusammengelaufen war. Hach, wie sein Herz schlug, als er an all das dachte! Einen modischen Frack anlegen, sich nach dem langen Fasten satt essen, eine nette Wohnung mieten, sich stehenden Fußes ins Theater, in eine Konditorei oder woandershin begeben ... Er raffte das Geld zusammen und war im Nu auf der Straße.

Zuerst ging er zum Schneider, ließ sich von Kopf bis Fuß einkleiden und besah sich wie ein Kind immerfort von allen Seiten im Spiegel. Er kaufte allerlei Parfüms und Pomaden und mietete, ohne zu handeln, die erste beste Luxuswohnung auf dem Newski Prospekt, die Spiegel und aus einem Stück geschnittene Fensterscheiben besaß. Unbeabsichtigt erstand er in einem Laden ein teures Lorgnon, erwarb ebenfalls unbeabsichtigt eine Unmenge der verschiedensten Krawatten, mehr als er brauchen konnte, ließ sich bei einem Friseur die Haare brennen, ließ sich, ohne den geringsten Anlaß, zweimal im Wagen durch die Stadt karriolen, überfutterte sich in einer Konditorei an Konfekt und betrat dann das Restaurant eines Franzosen, über das er bislang ebenso dunkel hatte raunen hören wie über das Kaiserreich China. Dort aß er selbstbewußt zu Mittag, blickte sich ziemlich stolz nach den anderen um, sah immerfort in

Telegram @shabarsbibliothek

den Spiegel und ordnete sein gekräuseltes Haar. Er trank eine Flasche Champagner; auch der war ihm bislang eher vom Hörensagen bekannt. Der Champagner stieg ihm ein wenig zu Kopf, und er trat wohlgelaunt und angeregt auf die Straße hinaus. Was kostet, schien er zu fragen, die Welt? Er stolzierte den Bürgersteig entlang und fixierte die Leute durch sein Lorgnon. Auf einer Brücke traf er seinen früheren Professor und ging keck an ihm vorbei, als hätte er ihn nicht bemerkt. Der verdutzte Professor stand noch lange regungslos auf der Brücke, und sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

All seine Habe – die Staffelei, die Leinwände, die Bilder – wurde noch am selben Abend in die prächtige neue Wohnung geschafft. Er verteilte, was einigermaßen ansehnlich war, an sichtbarer Stelle, warf das übrige in eine Ecke und wandelte, immerfort in die Spiegel schauend, in seinen prächtigen Räumen umher. In ihm erwachte die unüberwindliche Begier, den Ruhm sofort am Schopf zu packen und sich der Welt zu zeigen. Er glaubte schon zu hören, wie man rief: Tschartkow! Tschartkow! Haben Sie schon Tschartkows Bild gesehen? Welch flotte Pinselführung dieser Tschartkow hat! Was für ein großes Talent dieser Tschartkow ist! – Er ging verzückt in seinem Zimmer auf und ab, und seine Phantasie entführte ihn in unbekannte Fernen. Am folgenden Tag steckte er zehn Dukaten ein, machte sich zum Herausgeber einer vielgelesenen Zeitung auf und bat um hochherzige Unterstützung. Der Journalist

Telegram @shabarsbibliothek

nahm ihn freundlich auf, redete ihn sogleich mit »Verehrtester« an, drückte ihm beide Hände und erkundigte sich eingehend nach Vornamen, Vatersnamen und Wohnsitz – und schon am nächsten Tag erschien in der Zeitung unter einer Anzeige über neuerfundene Talglichter ein Artikel mit dem Titel: *›Über das außerordentliche Talent Tschartkow‹*.

»Wir beeilen uns, die gebildeten Bürger unserer Hauptstadt durch die Nachricht von einer, man kann schon sagen, in jeder Beziehung vortrefflichen Errungenschaft zu erfreuen. Alle sind sich darüber einig, daß es viele Charakterköpfe und wunderschöne Gesichter bei uns gibt, daß es jedoch bislang an den Mitteln fehlte, sie auf die wunderwirkende Leinwand zu bannen, um sie der Nachwelt zu erhalten. Jetzt ist dieser Mangel behoben – es hat sich ein Maler gefunden, der alles Erforderliche in sich vereinigt. Jetzt kann die Schönheit sicher sein, in ihrer ganzen ätherischen Grazie erfaßt zu werden, leicht, bezaubernd und wunderbar, der Anmut des Schmetterlings vergleichbar, der von Frühlingsblume zu Frühlingsblume flattert. Der ehrwürdige Familienvater wird sich im Kreise seiner Familie wiedererkennen. Der Kaufmann, der Offizier, der Bürger, ja der Staatsmann – jeder wird sich in seinem Wirkungsbereich mit neuem Eifer an die Arbeit machen. Eilen Sie, eilen Sie, bei ihm vorzusprechen, sei es nach einem Spaziergang, sei es nach dem Besuch bei einem Freund, bei einer Kusine oder in einem Luxusladen, eilen Sie zu

Telegram @shabarsbibliothek

ihm, woher Sie auch kommen! Das prächtige Atelier des Malers (Newski Prospekt, Hausnummer soundso) ist über und über mit eigenhändigen Bildnissen vollgestellt – sie wären eines van Dyck oder Tizian würdig. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll – über die Treue, die Übereinstimmung mit dem Modell, oder über die ungewöhnliche Leuchtkraft und Frische der Farben. Preis Ihnen, o Künstler! Sie haben ein Glückslos gezogen. Vivat Andrey Petrowitsch!« Der Journalist bevorzugte, wie man sieht, den familiären Ton. »Mehren Sie Ihren und unseren Ruhm! Wir wissen Sie zu schätzen. Der allgemeine Zulauf und damit das Geld, gegen das sich der und jener von uns Journalisten gelegentlich allerdings auflehnt, werden Ihr Los sein.«

Der Maler las diese Anzeige mit heimlichem Vergnügen; er strahlte über das ganze Gesicht. Man schrieb in der Zeitung von ihm – das war für ihn etwas Neues. Er überlas die Zeitung mehrmals. Der Vergleich mit van Dyck und Tizian schmeichelte ihm sehr. Auch der Satz: »Vivat Andrej Petrowitsch!« gefiel ihm sehr gut – er wurde in der Presse mit Vor- und Vatersnamen angeredet, eine Ehre, die ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Er ging mit raschen Schritten im Zimmer umher, zerwühlte sein Haar, setzte sich in einen Sessel, sprang wieder auf und setzte sich auf das Sofa. Er stellte sich immerfort vor, wie er Besucher und Besucherinnen empfangen würde, trat vor die Staffelei, fuhr mit dem Pinsel in kühnem Bogen durch die Luft und versuchte

Telegram @shabarsbibliothek

seiner Hand möglichst viel Grazie zu geben. Am Tage darauf klingelte es an seiner Tür; er eilte hinaus und öffnete. Eine Dame, der ein Lakai in pelzgefüttertem Livreemantel voranschritt, trat ein, und mit ihr die Tochter, ein achtzehnjähriges junges Mädchen.

»Sind Sie Monsieur Tschartkow?« fragte die Dame.

Der Maler verneigte sich.

»Man schreibt soviel von Ihnen; Ihre Porträts, so heißt es, sollen unübertrefflich sein.« Bei diesen Worten führte sie ein Lorgnon ans Auge und lief an den Wänden entlang, um sie zu besichtigen, doch die Wände waren leer. »Wo sind denn Ihre Porträts?«

»Sie sind nicht da«, entgegnete ein wenig verlegen der Maler. »Ich bin gerade erst in diese Wohnung eingezogen. Sie sind noch unterwegs, noch gar nicht hier.«

»Waren Sie in Italien?« fragte die Dame und richtete das Lorgnon auf ihn, da sie nichts anderes fand, worauf sie es richten konnte.

»Nein, aber ich wollte hin. Übrigens habe ich es vorerst aufgeschoben. Hier ist ein Sessel, Sie sind vielleicht müde?«

»Danke, ich habe lange im Wagen gesessen. Ach, da sehe ich endlich Arbeiten von Ihnen!« sagte die Dame, eilte zur gegenüberliegenden Wand, an der seine Skizzen, Entwürfe, Perspektiven und Bildnisse lehnten, und richtete das Lorgnon auf sie. »C'est charmant! Lise, Lise, venez ici! Ein Zimmer im Geschmack Teniers, schau her: die Unordnung, diese Unordnung, ein Tisch, dar-

Telegram @shabarsbibliothek

auf eine Büste, ein Arm, eine Palette, und da, der Staub – so sieh doch, wie der Staub gemalt ist! C'est charmant! Und hier, auf diesem Bild, eine Frau, die ihr Gesicht wäscht – quelle jolie figure! Ach, ein Bäuerlein! Lise, Lise, ein Bäuerlein im Russenhemd! Sieh doch – ein Bäuerlein! Sie befassen sich also nicht ausschließlich mit Porträts?«

»Oh, das sind Bagatellen, Versuche, Spielereien.«

»Sagen Sie, was halten Sie von den heutigen Porträtisten? Finden Sie nicht auch, solche, wie Tizian einer war, gibt es nicht mehr. Es fehlt die Kraft des Kolorits, es fehlt ... Wie schade, daß ich das russisch nicht ausdrücken kann.« (Die Dame liebte die Malerei und hatte sämtliche Galerien Italiens mit ihrem Lorgnon durcheilt.) »Monsieur Nul allerdings ... Ach, wie der malt! Welch unvergleichliche Pinselführung! Ich finde, bei ihm haben die Gesichter sogar mehr Ausdruck als bei Tizian. Kennen Sie Monsieur Nul?«

»Wer ist dieser Nul?« fragte der Maler.

»Monsieur Nul! Ach, welches Talent! Er hat ein Porträt von ihr gemalt, als sie erst zwölf Jahre alt war. Sie müssen uns unbedingt besuchen. Lise, du mußt ihm dein Album zeigen. Wissen Sie, wir sind mit der Absicht gekommen, sie gleich porträtieren zu lassen.«

»Gewiß, ich bin sofort bereit.«

Er rückte im Nu die Staffelei mit der vorbereiteten Leinwand heran, ergriff die Palette und starrte das bleiche Gesicht der Tochter an. Wäre er ein Kenner der

Telegram @shabarsbibliothek

menschlichen Natur gewesen, dann hätte er sehr bald die Anfänge einer kindischen Passion für Bälle von ihm abgelesen, die Anfänge der Langeweile, der Klagen über die Länge der Zeit am Vormittag und nach dem Mittagessen, des Wunsches, sich im neuen Kleid auf der Promenade zu zeigen, die tiefen Spuren eines unbeteiligten Fleißes auf dem Gebiet der einen oder anderen Kunst, den ihr die Mutter zwecks Hebung des Seelenlebens und der Gefühle aufzwang. Doch Tschartkow sah nur das, was ihn als Maler reizte – die beinahe porzellanartige Durchsichtigkeit des Körpers und des zarten Gesichts, das lockende leichte Schmachten, den schlanken weißen Hals, die aristokratische Feinheit des Wuchses. Er sah sich schon im voraus triumphieren und die Flüssigkeit und den Glanz seiner Pinselführung beweisen, die er bislang nur an den harten Zügen grober Modelle, an strengen Antiken oder Kopien nach dem oder jenem klassischen Meister erprobt hatte. Er stellte sich im Geist bereits vor, wie dieses zarte Gesichtchen sich ausnehmen würde.

»Wissen Sie«, sagte die Dame, und ihre Miene nahm sogar einen etwas rührenden Ausdruck an, »ich möchte nicht ... Sie trägt im Augenblick dieses Kleid; offen gestanden, ich möchte nicht, daß sie in diesem Kleid gemalt wird, an das wir uns so gewöhnt haben; ich möchte, daß sie schlicht gekleidet im Schatten von Bäumen sitzt und auf irgendwelche Felder blickt, im Hintergrund eine Herde oder ein Hain ... Man soll

Telegram @shabarsbibliothek

nicht merken, daß sie zu einem Ball oder zu einer modischen Abendgesellschaft fährt. Ich muß gestehen, unsere Bälle ersticken die Seele, den letzten Rest des Gefühls. Alles soll einfach, möglichst einfach sein.«

O weh, auf dem Gesicht der Mutter wie der Tochter stand geschrieben – sie hatten beide so ausgiebig auf Bällen getanzt, daß sie beinah zu Wachsfiguren erstarrt waren.

Tschartkow machte sich an die Arbeit, hieß das Modell Platz nehmen und ließ sich das Ganze kurz durch den Kopf gehen. Er fuhr mit dem Pinsel durch die Luft und setzte in Gedanken die wichtigsten Punkte fest; dann kniff er ein wenig die Augen zusammen, trat zurück und überblickte die Leinwand aus der Entfernung, und innerhalb einer Stunde war das Bild in den Grundzügen komponiert. Er war zufrieden und machte sich an die Ausführung. Die Arbeit schlug ihn in ihren Bann. Schon hatte er alles ringsum vergessen, sogar vergessen, daß er sich in der Gesellschaft aristokratischer Damen befand, und verfiel hier und da in gewisse Künstlerallüren – er gab allerlei Laute von sich oder summte gelegentlich vor sich hin, wie das bei Malern vorkommt, wenn sie mit ganzer Seele bei der Arbeit sind. Immerfort hieß er, ohne alle Umstände, durch einen bloßen Wink mit dem Pinsel, das Modell den Kopf heben, bis es am Ende ganz zappelig wurde und völlige Erschöpfung verriet.

»Genug, genug fürs erstemal«, sagte die Dame.

Telegram @shabarsbibliothek

»Nur ein bißchen noch«, bat selbstvergessen der Maler.

»Nein, es ist Zeit! Lise, drei Uhr!« sagte sie, zog eine kleine, an einer goldenen Kette hängende Uhr hinter dem Gürtel hervor und schrie auf. »Ach, wie spät es ist!«

»Nur einen Augenblick noch«, protestierte Tschartkow mit der naiven, bettelnden Stimme eines Kindes.

Doch die Dame schien diesmal nicht im geringsten geneigt, seinen künstlerischen Bedürfnissen entgegenzukommen, versprach aber dafür, man werde das nächste Mal länger zur Verfügung stehen.

Dennoch ärgerlich, dachte Tschartkow, die Hand ist gerade erst in Schwung gekommen. Und er erinnerte sich, daß ihm in seiner Werkstatt auf der Wassiljewski-Insel niemand dazwischengeredet, niemand ihn bei der Arbeit aufgehalten hatte; Nikita saß regungslos auf seinem Platz – mal mich, soviel du willst; er schlief sogar gelegentlich in der ihm vorgeschriebenen Haltung ein. Und unzufrieden legte der Maler Pinsel und Palette auf den Stuhl und blieb mißmutig vor der Leinwand stehen. Erst ein Kompliment, das die vornehme Dame ihm machte, ließ ihn aus der Erstarrung erwachen. Er stürzte rasch zur Tür, um sie zu begleiten. Auf der Treppe wurde er eingeladen, in ihrem Hause zu verkehren und in der nächsten Woche zum Mittagessen zu kommen, und er kehrte mit vergnügter Miene in sein Zimmer zurück. Er war von der aristokratischen Dame restlos bezaubert. Bisher hatte er solche Wesen für völlig un-

Telegram @shabarsbibliothek

nahbar gehalten. Sie schienen nur geboren, um in einer prächtigen Karosse mit Lakaien in Livree und einem schmucken Kutscher vorüberzujagen und den im schäbigen Mäntelchen dahintrottenden Fußgänger mit einem gleichgültigen Blick zu streifen. Und plötzlich hatte eines dieser Wesen sein Zimmer betreten; er malte ein Porträt; er war zum Mittagessen in ihr aristokratisches Haus geladen. Außerordentliche Zufriedenheit ergriff von ihm Besitz; er war wie berauscht und belohnte sich selbst mit einem ausgezeichneten Mittagessen und einem abendlichen Theaterbesuch und ließ sich aufs neue grundlos im Wagen durch die Stadt karriolen.

Mit seiner normalen Arbeit hatte er in diesen Tagen nicht das geringste im Sinn. Er bereitete sich nur vor, wartete darauf, daß die Klingel ertöne. Und die aristokratische Dame und ihre blasse Tochter kamen schließlich. Er ließ sie Platz nehmen, rückte gewandt, bereits mit einem gewissen Anspruch auf mondäne Allüren, die Staffelei heran und machte sich ans Malen. Der sonnige Tag und das klare Licht kamen ihm sehr zustatten. Er entdeckte an seinem ätherischen Modell viele Einzelheiten, die, gut erfaßt und auf die Leinwand übertragen, dem Porträt eine hohe Qualität verleihen mußten. Er erkannte, daß er etwas Besonderes schaffen konnte, wenn er alles mit der Genauigkeit festhielt, mit der er den Gegenstand in diesem Augenblick sah. Ihm klopfte sogar ein wenig das Herz, als er fühlte, er werde etwas sichtbar machen, was andere noch nicht bemerkt hatten.

Telegram @shabarsbibliothek

Die Arbeit schlug ihn ganz in ihren Bann, er ging in ihr auf und vergaß aufs neue die aristokratische Herkunft seines Modells. Er verfolgte mit angehaltenem Atem, wie ihm die zarten Züge und der fast durchsichtige Körper der Siebzehnjährigen gerieten. Er fing die kleinste Nuance ein, ein schwaches Gelb, ein kaum wahrnehmbares Blau unter den Augen, und war gerade drauf und dran, selbst einen kleinen Pickel wiederzugeben, der auf der Stirn zum Vorschein gekommen war, als er plötzlich die Stimme der Mutter über sich hörte.

»Nicht doch, wozu denn das? Das ist nicht nötig«, sagte die Dame. »Auch sehe ich bei Ihnen – hier, an einigen Stellen – irgendwelche gelben und hier zum Beispiel sogar ganz dunkle Tupfen.«

Der Maler versuchte zu erklären, gerade dieses Gelb und diese Tupfen ergäben das verhaltene Spiel der Farben, gerade sie ergäben die angenehmen und zarten Töne. Man entgegnete ihm, sie ergäben nicht das geringste und bewirkten auch nichts; das alles bilde er sich nur ein.

»Aber Sie werden mir doch gestatten, wenigstens hier, an dieser einen Stelle, ein wenig Gelb hineinzutun«, bat einfältig der Maler.

Doch ebendas gestattete man ihm nicht. Man erklärte, Lise sei heute ein wenig indisponiert, sie sei sonst keineswegs gelb und ihr Gesicht besteche gerade durch seine frischen Farben. Er machte sich traurig daran, das, was sein Pinsel auf der Leinwand hervorgebracht hatte,

Telegram @shabarsbibliothek

wieder zu löschen. Viele kaum wahrnehmbare Züge verschwanden und mit ihnen zum Teil auch die Ähnlichkeit. Er gab dem Ganzen stumpfsinnig jenes allgemeine Kolorit, das man malen kann, ohne auf das Modell zu blicken, und das sogar Gesichter, die nach der Natur gezeichnet sind, in kalte Idealmasken verwandelt, wie man das oft auf Schülerzeichnungen sieht. Doch die Dame war zufrieden, daß die ihr ärgerlichen Töne völlig wegblieben. Sie wunderte sich nur, daß die Arbeit so langsam voranging, und fügte hinzu, man habe ihr gesagt, zwei Sitzungen genügten ihm, ein Porträt ganz fertigzustellen. Der Maler wußte darauf keine Antwort. Die Damen erhoben sich, um zu gehen. Er legte den Pinsel aus der Hand, begleitete sie zur Tür und blieb danach lange mißmutig vor dem Porträt stehen, auf ein und derselben Stelle. Er blickte es teilnahmslos an, während in seinem Kopf noch die mädchenhaften Züge, jene Nuancen und zarten Töne geisterten, die er erfaßt und die sein Pinsel erbarmungslos wieder ausgelöscht hatte. Völlig von ihnen erfüllt, stellte er das Porträt beiseite und suchte aus einer Ecke das liegengebliebene Köpfchen der Psyche hervor, das er vor langer Zeit als Skizze auf die Leinwand geworfen hatte. Es war ein geschickt gemaltes, doch ausgesprochen ideales und kaltes Gesicht, das nur aus allgemeinen Linien bestand und keinerlei lebendige Körperlichkeit besaß. Jetzt nahm er es sich zum Zeitvertreib wieder vor; seine Augen begannen es abzutasten, und er rief sich dabei ins

Telegram @shabarsbibliothek

Gedächtnis zurück, was er in dem Gesicht der aristokratischen Besucherin bemerkt hatte. Die Züge, Nuancen und Töne, die er eingefangen hatte, erschienen hier in jener reineren Form, so, wie sie erscheinen, wenn ein Maler die Natur in sich aufgenommen hat, sich wieder von ihr entfernt und sie in seinem Sinne umsetzt. Die Psyche gewann immer mehr Leben, und der Gedanke, der bis dahin kaum durchgeschimmert hatte, nahm allmählich sichtbare Körperlichkeit an. Unwillkürlich wurde der Gesichtstyp des vornehmen jungen Mädchens auf die Psyche übertragen, und sie bekam dadurch einen besonderen Ausdruck, der sie dazu berechtigte, als wirklich originales Kunstwerk angesprochen zu werden. Der Maler schien, im einzelnen wie insgesamt, alles verwenden zu wollen, was er an dem Modell entdeckt hatte, und ging in seiner Arbeit völlig auf. Mehrere Tagelang war er mit ihr allein beschäftigt. Und eben bei dieser Arbeit überraschten ihn auch die uns bereits bekannten Damen. Er fand nicht mehr die Zeit, das Bild von der Staffelei zu nehmen. Beide Damen stießen einen erstaunten Freudenschrei aus und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen.

»Lise, Lise! Ach, wie ähnlich es ist! Superbe, superbe! Was für ein guter Einfall, sie in ein griechisches Kostüm zu hüllen! Nein, welche Überraschung!«

Der Maler wußte nicht, wie er die Damen über den angenehmen Irrtum aufklären sollte. Geniert und mit gesenktem Kopf erklärte er leise:

Telegram @shabarsbibliothek

»Es ist eine Psyche.«

»Als Psyche also? C'est charmant!« sagte die Mutter und lächelte; auch die Tochter lächelte. »Nicht wahr, Lise, es paßt am besten zu dir, als Psyche dargestellt zu werden? Quelle idée délicieuse! Aber was für eine Arbeit! Eines Correggios würdig! Ich gestehe, ich habe von Ihnen gehört und auch von Ihnen gelesen, aber daß Sie ein solches Talent sind, habe ich nicht gewußt. Nein, Sie müssen unbedingt auch von mir ein Porträt malen.«

Offenbar wollte sich die Mama gleichfalls als eine Art Psyche wiedergegeben sehen.

Was fange ich nur mit ihnen an? fragte sich der Maler. Soll also, da sie es unbedingt wünschen, die Psyche als das gelten, wofür sie sie halten möchten.

»Nehmen Sie bitte noch etwas Platz, ich möchte dies und jenes leicht überarbeiten«, fügte er laut hinzu.

»Ach, ich fürchte, Sie könnten es irgendwie ... Es ist ihr doch jetzt so ähnlich!«

Der Maler verstand, daß die Befürchtungen sich auf die gelben Töne bezogen, und beruhigte sie, indem er sagte, er wolle nur mehr Glanz und Ausdruck in die Augen bringen. In Wirklichkeit aber war ihm das alles doch zu peinlich, und er wollte dem Bild wenigstens etwas mehr Ähnlichkeit mit dem Modell geben, damit ihm nicht irgendwer völlige Schamlosigkeit vorwerfe. Und wirklich traten die Züge des blassen Mädchens allmählich deutlicher in dem Gesicht der Psyche hervor.

Telegram @shabarsbibliothek

»Genug!« sagte die Mutter, die schon befürchtete, die Ähnlichkeit werde am Ende zu groß.

Der Maler wurde mit allem belohnt – mit einem Lächeln, mit Geld, mit Komplimenten, mit einem warmen Händedruck, mit der Einladung, öfter zum Mittagessen zu kommen; mit einem Wort, er wurde tausendfach und auf schmeichelhafteste Weise belohnt. Das Porträt erregte Aufsehen in der Stadt. Die Dame zeigte es ihren Freundinnen. Alle staunten über die Kunst, mit der der Maler die Ähnlichkeit gewahrt und das Modell zugleich mit soviel Schönheit ausgestattet hatte. Letzteres wurde natürlich nicht ohne einen leichten Anflug von Neid in den Gesichtern vorgebracht. Der Maler war plötzlich von Auftraggebern belagert. Es schien, die ganze Stadt wolle von ihm gemalt werden. Alle Augenblicke klingelte es an seiner Tür. Das konnte einerseits von Nutzen sein, da ihm die Vielzahl und Mannigfaltigkeit der Gesichter zu einer ungeheuren Praxis zu verhelfen vermochte. Unglücklicherweise jedoch waren das lauter Leute, mit denen man schlecht auskam: Alle hatten es eilig, alle waren beschäftigt oder gar Leute von Welt, also noch viel beschäftigter als jeder andere und darum äußerst ungeduldig. Alle verlangten, das Porträt müsse gut werden und schnell fertig sein. Der Maler erkannte, daß es einfach unmöglich war, die Bilder wirklich vollendet zu malen, daß eine geschickte, flotte und findige Pinselführung alles andere ersetzen mußte. Er durfte nur auf das Ganze, den allgemeinen

Telegram @shabarsbibliothek

Ausdruck achten und sich nicht auf Finessen einlassen – mit einem Wort, der Natur in ihrer Vielgestaltigkeit zu folgen war einfach unmöglich. Außerdem muß hinzugefügt werden, daß fast alle, die sich porträtieren ließen, auch noch mancherlei andere Ansprüche stellten. Die Damen verlangten, in den Porträts sollten vor allem die Seele und der Charakter dargestellt werden, an das übrige brauche man sich unter Umständen überhaupt nicht zu halten, Eckiges müsse abgerundet, alle Mängel müßten verwischt und, wenn möglich, sogar ganz übergangen werden. Kurz und gut, man müsse sich an ihnen nicht satt sehen, wenn nicht geradezu in sie verlieben können. Sie nahmen infolgedessen, wenn sie ihm saßen, gelegentlich einen Ausdruck an, der ihn in Staunen versetzte: Die eine versuchte, melancholisch zu wirken, die andere mimte Verträumtheit, die dritte wollte den Mund um jeden Preis recht klein haben und spitzte ihn darum so, daß er sich schließlich in einen Punkt verwandelte, nicht größer als ein Stecknadelkopf. Und trotzdem verlangte man Ähnlichkeit und ungezwungene Natürlichkeit von ihm. Die Männer waren keineswegs besser als die Damen. Der eine wünschte mit einer starken, energischen Wendung des Kopfes gemalt zu werden, der andere mit verzücktem, zur Decke gerichtetem Blick; ein Oberleutnant der Garde verlangte mit aller Bestimmtheit, aus seinen Augen müsse der Gott des Krieges, Mars, blicken; ein Würdenträger aus dem zivilen Stand war darauf aus, ein möglichst offenes und

Telegram @shabarsbibliothek

edelmütiges Gesicht zur Schau zu stellen – er wünschte die Hand dabei auf ein Buch zu stützen, auf dem in deutlicher Schrift zu lesen sein müsse: »Ich habe mich stets für Recht und Wahrheit eingesetzt.« Zuerst trieben solche Forderungen dem Maler den Angstschweiß auf die Stirn – all das wollte bedacht und überlegt sein, aber man gab ihm nicht viel Zeit dazu. Schließlich kam er dahinter, was man von ihm wollte, und es machte ihm nichts mehr aus. Zwei, drei Worte genügten ihm, um zu erkennen, wer was darstellen wollte. Wer martialisch zu wirken wünschte, dem malte er ein martialisches Gesicht, und wer auf Byron aus war, bekam eben eine Wendung, eine Pose ä la Byron. Ob eine Dame Corinne, Undine oder Aspasia sein wollte – er ging mit größter Zuvorkommenheit auf alles ein und fügte jedermann von sich aus möglichst viel Anziehungskraft hinzu, da Anziehungskraft bekanntlich niemandem schadet und den Maler sogar die mangelnde Ähnlichkeit nicht büßen läßt. Er wunderte sich bald selber über die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der er malte. Die Porträtierten aber waren selbstverständlich begeistert und erklärten ihn zum Genie. Tschartkow war in jeder Beziehung ein Modemaler geworden. Er folgte Einladungen zu Diners, begleitete Damen in die Galerien und selbst zu allerlei Vergnügungen, ging wie ein Stutzer gekleidet und äußerte öffentlich, der Maler sollte zur Gesellschaft gehören, der ganze Stand müsse auf ein höheres Niveau gehoben werden; die Maler seien ange-

Telegram @shabarsbibliothek

zogen wie die Schuster, wüßten sich nicht zu benehmen, hielten sich nicht an den feinen Ton und entbehrten jeglicher Bildung. Zu Hause, in seiner Werkstatt, führte er strengste Ordnung und Sauberkeit ein, stellte zwei prächtige Lakaien an, legte sich elegante Schüler zu, zog sich mehrere Male am Tage einen anderen Hausrock an, ließ sich die Haare brennen, widmete sich der Verfeinerung der Manieren, mit denen er die Kunden empfing, und bemühte sich mit allen Mitteln um die Verschönerung seines Äußeren, um einen angenehmen Eindruck auf die Damen zu machen – mit einem Wort, man konnte den bescheidenen Maler, der einst, von niemand beachtet, in seiner Klause auf der Wassiljewski-Insel gearbeitet hatte, sehr bald nicht mehr erkennen. Über die Maler und über die Kunst äußerte er sich jetzt recht kraß: Er behauptete, man schreibe den älteren Malern allzu viele Vorzüge zu; alle vor Raffael hätten nicht Personen, sondern Heringe gemalt; der Gedanke, aus ihnen spreche etwas Heiliges, existiere nur in der Einbildung der Betrachter; sogar Raffael habe nicht immer gut gemalt und der Ruf vieler seiner Werke beruhe nur auf Überlieferung; Michelangelo sei ein Angeber gewesen, er habe nur mit seiner Kenntnis der Anatomie geprahlt und Grazie gebe es bei ihm überhaupt nicht; wirklichen Glanz, schwungvolle Pinselführung und Kolorit müsse man bei den heutigen Malern suchen, in diesem Jahrhundert. Hier kam er naturgemäß unwillkürlich auf sich selbst zu sprechen. »Nein, ich

Telegram @shabarsbibliothek

verstehe nicht«, sagte er, »warum sich die anderen so anstrengen und über ihren Arbeiten schwitzen. Wer sich monatelang an einem Bild zu schaffen macht, der ist für mich ein Arbeitspferd und kein Künstler. Ich kann nicht glauben, daß er Talent hat. Das Genie schafft rasch und kühn. Hier zum Beispiel«, fuhr er fort und wandte sich dabei gewöhnlich an einen Besucher, »dieses Porträt habe ich in zwei Tagen gemalt, dieses Köpfchen in einem, das hier in wenigen Stunden, dieses in etwas über einer Stunde. Nein, ich ... Ich muß gestehen – wo Strich um Strich mühselig aneinandergefügt wird, das erkenne ich als Kunst nicht an, das ist keine Kunst mehr, das ist Handwerk.«

So erzählte er seinen Besuchern, und die Besucher wunderten sich über die Kraft und den Schwung seiner Malerei, brachen sogar in Ausrufe des Erstaunens aus, wenn sie hörten, wie schnell die Bilder fertiggestellt worden waren, und raunten einander hinterher zu: »Das ist ein Talent, ein wirkliches Talent! Achten Sie darauf, wie er spricht, wie seine Augen glänzen! Il y a quelque chose d'extraordinaire dans toute sa figure!«

Es schmeichelte dem Maler, von solchen Äußerungen zu hören. Wenn in einer Zeitschrift ein Lob über ihn erschien, freute er sich wie ein Kind, obwohl dieses Lob für sein eigenes Geld gekauft war. Er trug solche bedruckten Blättchen stets mit sich herum, zeigte sie, scheinbar absichtslos, Bekannten und Freunden und war dabei in der naivsten, einfältigsten Weise beglückt. Sein

Telegram @shabarsbibliothek

Ruhm wuchs, die Arbeiten und die Aufträge mehrten sich. Schon begann er immer derselben Porträts und Gesichter, deren Haltung er längst auswendig kannte, überdrüssig zu werden. Schon malte er sie ohne viel Lust, versuchte allenfalls den Kopf einigermaßen hinzukriegen und überließ alles übrige den Schülern. Früher hatte er sich immerhin noch bemüht, eine neue Wendung zu finden, durch einen kraftvollen Effekt in Erstaunen zu setzen. Jetzt langweilte ihn auch das. Sein Verstand war des Erfindens und Überlegens müde. Es überstieg seine Kraft, und er hatte auch keine Zeit – das Leben voller Zerstreuungen und die Gesellschaft, in der er die Rolle eines Mannes von Welt zu spielen bemüht war, führten ihn weit weg von Arbeit und Nachdenken. Seine Malweise wurde trockener, starrer, und unmerklich wurden monotone, festgelegte, längst abgenutzte Formen für ihn bestimmend. Die eintönigen, kalten, ewig zurechtgemachten und sozusagen zugeknöpften Gesichter der Beamten, Offiziere und Zivilisten boten seinem Pinsel wenig Spielraum – er verlernte sowohl prächtige Drapierungen als auch heftige Bewegungen und Leidenschaften zu zeichnen. Von Gruppenbildern, von dramatischer Verknüpfung und ihrer tieferen Motivierung konnte erst gar nicht die Rede sein. Er hatte nur Uniformen, Korsetts und Fräcke vor sich, die jeden Künstler erschauern lassen und alle Phantasie ersticken. Selbst von den allergewöhnlichsten Vorzügen war in seinen Bildern, obwohl sie immer noch

Telegram @shabarsbibliothek

hohen Ruhm genossen, nichts mehr zu sehen; wirkliche Kenner und Maler zuckten nur mit den Schultern, wenn sie seine letzten Arbeiten betrachteten. Und manche, die Tschartkow schon früher gekannt hatten, verstanden nicht, wie sein Talent, das gleich zu Beginn so deutlich zu erkennen gewesen war, zugrunde gehen konnte, und sannen vergebens darüber nach, wie die Begabung in einem Menschen erlöschen kann, dessen Kräfte sich gerade erst voll entfalten.

Doch diese Reden vernahm der vom Ruhm berauschte Maler nicht. Er kam allmählich in die Jahre; er wurde dicker und ging sichtlich in die Breite. Schon stieß er in den Zeitungen und Zeitschriften auf Apostrophierungen wie ›unser verehrten oder ›unser verdienter Andrej Petrowitsch‹. Schon trug man ihm Ehrenämter an, berief ihn in Prüfungskommissionen, in Komitees. Und er ergriff, wie es im würdigen Alter nun einmal zu sein pflegt, immer stärker Partei für Raffael und die älteren Meister – nicht, weil er sich vollends von ihren hohen Qualitäten überzeugt hätte, sondern um jüngeren Malern damit einen Stich zu versetzen. Er begann bereits, wie das bei Leuten, die in die Jahre kommen, üblich ist, ausnahmslos der gesamten Jugend Sittenverderbnis und eine verkehrte Geisteshaltung vorzuwerfen. Und er begann auch schon zu glauben, daß alles auf der Welt sehr einfach vor sich gehe, daß es Eingebungen von oben nicht gebe und alles notwendigerweise den strengen Regeln der Ordnung und Ein-

Telegram @shabarsbibliothek

förmigkeit unterworfen sein müsse. Mit einem Wort – sein Leben stand bereits an der Schwelle jener Jahre, da alles, was Begeisterung atmet, im Menschen verkümmert, da der mächtige Geigenton in der Seele schwächer anklingt und nicht mehr vom gellenden Aufschrei des Herzens begleitet wird, da die Berührung mit der Schönheit die unverbrauchten Kräfte nicht mehr auflodern läßt, dafür aber die ausgebrannten Gefühle dem Klang des Goldes zugänglicher werden, immer aufmerksamer dieser verlockenden Musik lauschen und ihr allmählich gestatten, sie völlig einzuschläfern. Der Ruhm kann dem, der ihn erschlichen und nicht verdient hat, keinen Genuß bereiten; nur den, der seiner würdig ist, läßt er beständig erschauern. Alle Gefühle und alle Begeisterung Tschartkows wandten sich darum dem Golde zu. Das Gold wurde zu seiner Leidenschaft, seinem Ideal, seiner Angst, seinem Genuß, seinem Ziel. Die Packen der Geldscheine in seinen Truhen wuchsen an, und er wurde – wie alle, denen diese unheimliche Gabe zum Schicksal wird – allmählich langweilig und allem unzugänglich außer dem Gold, wurde grundlos zum Geizhals, zum hemmungslosen Raffer und stand schon im Begriff, sich in eines jener merkwürdigen Wesen zu verwandeln, deren es in unserer mitleidlosen Welt nicht wenige gibt und auf die ein Mensch mit lebendigem Herzen voller Entsetzen blickt – sie erscheinen ihm als wandelnde Särge, mit einem Stein anstelle des Herzens. Aber dann geschah etwas, was ihn

Telegram @shabarsbibliothek

zutiefst erschütterte und seine ganze Substanz zu neuem Leben erweckte.

Eines Tages fand er einen Zettel auf seinem Tisch – die Akademie der Künste bat ihn als ihr verdientes Mitglied, sich einzufinden, um ein Urteil über das neue, aus Italien eingetroffene Werk eines russischen Malers abzugeben, der sich dort vervollkommnete. Dieser Maler war ein ehemaliger Studiengefährte von ihm; seit seiner frühesten Jugend von der Leidenschaft für die Kunst besessen, vertiefte er sich mit seiner ganzen flammenden Seele in sie, riß sich von Freunden, Verwandten, lieben Gewohnheiten los und eilte dorthin, wo unter dem schönsten Himmel die erhabene Heimstatt der Künste gedeiht – in jenes wunderbare Rom, bei dessen Namen das feurige Herz des Künstlers so rasch und heftig schlägt. Dort vergrub er sich wie ein Einsiedler in seine Arbeit, in Studien, von denen ihn nichts ablenken konnte. Es focht ihn nicht an, wenn man über seinen Charakter, sein Ungeschick im Umgang mit Menschen, seine Mißachtung des gesellschaftlichen Anstands, über die Erniedrigung redete, die er dem Stand der Maler durch seine ärmliche, unelegante Kleidung zufügte. Es kümmerte ihn wenig, ob seine Kameraden sich über ihn ärgerten oder nicht. Er setzte sich über alles hinweg, er opferte alles der Kunst. Unermüdlich besuchte er die Galerien, stand stundenlang vor den Werken der großen Meister, ging ihrer bewundernswerten Malweise nach und bemühte sich, ihr auf den Grund zu kommen. Er

Telegram @shabarsbibliothek

schloß keine Arbeit ab, ohne sich immer wieder an diesen großen Lehrern zu messen und aus ihren Werken ihren stummen, für ihn so beredten Ratschlag einzuholen. Er ließ sich in keine geräuschvollen Diskussionen oder Debatten ein und ergriff weder für noch gegen die Puristen Partei. Er gab jedem, was ihm gebührte, machte sich aber von allem nur das zu eigen, was schön an ihm war, und ließ am Ende als seinen Lehrmeister nur den göttlichen Raffael gelten, so wie der große Dichter, der viele, von mancherlei Reiz und erhabener Schönheit erfüllte Werke gelesen hatte, schließlich als Handbuch für sich nur noch Homers ›Ilias‹ gelten ließ, weil er fand, daß sie alles enthalte, was man sich wünschte, und daß es nichts gebe, was nicht schon hier mit so erschöpfender, hoher Vollendung widergespiegelt ist. Auf diese Weise eignete sich der Maler durch seine Studien die erhabene Auffassung vom Werk, die kraftvolle Schönheit des Gedankens, den hohen Reiz einer vollendeten Mal weise an.

Als Tschartkow den Saal betrat, war vor dem Bild bereits eine riesige Besucherschar versammelt. Tiefstes Schweigen, wie es unter so zahlreichen Kennern selten ist, herrschte. Er beeilte sich, die gewichtige Miene des Sachverständigen anzunehmen, und näherte sich dem Bild, aber – mein Gott – was sah er!

Rein, makellos, schön wie eine Braut, stand das Werk des Malers vor ihm. Bescheiden, göttlich, unschuldig und? schlicht wie ein Genius, erhob es sich

Telegram @shabarsbibliothek

über alles. Die himmlischen Gestalten schienen schamhaft die schönen Wimpern zu senken, verwundert über die vielen auf sie gerichteten Blicke. Mit unwillkürlichem Erstaunen betrachteten die Kenner die neue, nie gesehene Malweise. Alles schien hier vereint – das Studium Raffaels, das sich im hohen Adel der Stellungen äußerte, das Studium Correggios, das sich in der absoluten Vollkommenheit der Malweise offenbarte. Doch gebieterischer als alles andere trat die Gestaltungskraft hervor, die in der Seele des Malers selbst beschlossen war. Sogar der letzte Gegenstand auf dem Bild war von ihr durchdrungen; in allem zeigte sich Gesetzmäßigkeit und innere Kraft. Überall war das Fließend-Abgerundete der Linien eingefangen, wie es sich in der Natur verbirgt und wie es nur das Auge des schöpferischen Künstlers erkennt; beim bloßen Kopisten erscheint alles eckig. Man sah, daß der Maler alles, was er der Umwelt entlehnte, zuerst in seiner Seele bewahrte, um ihm erst dann aus seinem Seelenborn freien Lauf zu lassen, gleich einem harmonischen feierlichen Gesang. Und selbst den Uneingeweihten wurde klar, welch ein unermeßlicher Abgrund zwischen der wirklichen Schöpfung und einer bloßen Kopie nach der Natur besteht. Beinahe unbeschreiblich war die außergewöhnliche Stille, die unwillkürlich alle umfing, die auf das Bild starrten – kein Rascheln, kein Laut; das Bild aber erschien mit jedem Augenblick erhabener; immer lichter und wunderbarer löste es sich aus seiner Umgebung

Telegram @shabarsbibliothek

und wurde schließlich zu einem Erlebnis, das die Frucht der himmlischen Erleuchtung des Malers war, zu einem Erlebnis, gegen das sich das ganze menschliche Dasein wie eine bloße Vorbereitung ausnahm. Unwillkürlich traten den Besuchern, die das Bild umstanden, Tränen in die Augen. Alle Geschmacksrichtungen, alle dreisten, irrigen Abweichungen vom Geschmack schienen zu einem stummen Hymnus auf das göttliche Werk zu verschmelzen. Tschartkow stand regungslos, mit offenem Mund vor dem Bild; schließlich, als die Besucher und Kenner allmählich zu lärmen und über die Vorzüge des Werks zu streiten begannen und jemand sich mit der Bitte an ihn wandte, seine Gedanken darüber zu äußern, kam er zu sich. Er wollte eine gleichgültige, alltägliche Miene aufsetzen und das alltägliche banale Urteil eines im Herzen verdorrten Malers aussprechen, in der Art des folgenden: »Ja, natürlich, es stimmt, Talent kann man ihm nicht absprechen; es ist etwas dran; man sieht, daß er etwas ausdrücken wollte; hinsichtlich der Hauptsache allerdings ...«, um selbstverständlich hinterdrein ein Lob hinzuzufügen, das jeden Maler vernichten mußte. So wollte er sich äußern, doch die Worte erstarben auf seinen Lippen; er brach in Tränen und Schluchzen aus und stürzte wie ein Irrer aus dem Saal.

Regungslos, wie gelähmt, stand er wohl eine volle Minute in seinem prächtigen Atelier. Sein ganzes Inneres, sein ganzes Dasein waren in diesem Augenblick

Telegram @shabarsbibliothek

aufgerührt, als wäre die Jugend zu ihm zurückgekehrt, als wären die erloschenen Funken seines Talents aufs neue aufgeflammt. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Mein Gott! So unbarmherzig die besten Jahre seines Lebens zu verschwenden, den Funken des Feuers auszutreten, der vielleicht in seinem Busen geglommen hatte, sich heute vielleicht zu Größe und Schönheit entfaltet, vielleicht sogar Tränen des Dankes und der Bestürzung ausgelöst hätte! Und all das zugrunde zu richten, erbarmungslos auszulöschen! Alle Spannkraft und aller Schwung, den seine Seele einstmals gekannt hatte, schienen in diesem Augenblick zu neuem Leben erwacht. Er griff nach dem Pinsel und stellte sich vor die Leinwand. Auf seinem Gesicht trat der Schweiß der Anstrengung hervor; er war von einem einzigen Wunsch, von einem einzigen Gedanken beseelt – er wollte den abtrünnigen Engel malen. Diese Idee entsprach seinem Seelenzustand am besten. Aber – o weh! Seine Gestalten, ihre Stellungen, die Gruppen, die Gedanken erwiesen sich als gekünstelt und zusammenhanglos. Seine Pinselführung und seine Phantasie waren bereits zu sehr an ein festes Schema gebunden, und schon der ohnmächtige Versuch, sich aus den Schranken und Banden zu lösen, die er sich selber aufgezwungen hatte, mußte ein nutzloses Unterfangen sein. Er hatte die lange, ermüdende Stufenleiter allmählicher Erkenntnis, die wichtigsten, grundlegenden Gesetze der Entwicklung zu künftiger Größe übersprungen. Ver-

Telegram @shabarsbibliothek

druß übermannte ihn. Er ließ all seine letzten Werke, all diese leblosen modischen Bildchen, diese Husaren, Damen und Staatsräte aus seinem Atelier entfernen. Er schloß sich in seinem Zimmer ein, befahl, niemanden einzulassen, und vertiefte sich ganz in die Arbeit. Wie ein geduldiger Jüngling, wie ein Schüler saß er vor ihr. Doch wie erbarmungslos unzulänglich erwies sich, was sein Pinsel hervorbrachte! Auf Schritt und Tritt hielt ihn die Unkenntnis der elementarsten Regeln auf, sein einfaches, wertloses mechanisches Denken und Tun machte seinen Schwung zunichte und stellte sich der Phantasie als unüberwindliches Hindernis in den Weg. Unwillkürlich hielt sich sein Pinsel an die eingelernten Formen: Die Hände falteten sich immer auf die gleiche Art, der Kopf weigerte sich, auf eine ungewöhnliche Wendung einzugehen, sogar die Kleiderfalten verrieten das Klischee und wollten sich der veränderten Körperhaltung nicht anpassen. Und er fühlte es selber – er fühlte es und sah es!

Aber habe ich denn wirklich Talent gehabt? fragte er sich schließlich. War das nicht ein Irrtum? Und er trat vor seine alten Arbeiten, die er einstmals so reinen Herzens, so uneigennützig geschaffen hatte, drüben, in seiner dürftigen Klause auf der entlegenen Wassiljewski-Insel, fern von den Menschen, ohne Überfluß und allerlei Launen zu kennen. Er trat vor sie hin, sah sie sich aufmerksam an, und sein vergangenes ärmliches Leben erstand in der Erinnerung vor ihm. »Ja«, sagte er ver-

Telegram @shabarsbibliothek

zweifelt, »ich hatte Talent. Man sieht seine Anzeichen, seine Spuren in allem, in jeder Kleinigkeit ...«

Plötzlich hielt er inne und erbebte an allen Gliedern. Seine Augen waren einem Augenpaar begegnet, das ihn unverwandt anstarrte. Es war jenes ungewöhnliche Porträt, das er im Stschukin dwor erworben hatte. Die ganze Zeit war es durch andere Bilder verstellt gewesen und völlig seinem Gedächtnis entschwunden. Jetzt, da man alle modischen Bilder und Porträts aus seinem Atelier geschafft hatte, kam es, gleichsam absichtlich, zusammen mit seinen Jugendwerken wieder zum Vorschein. Als er sich der ganzen sonderbaren Geschichte erinnerte, sich erinnerte, daß dieses seltsame Porträt gewissermaßen die Ursache seiner Wandlung war und der Geldschatz, der ihm auf so eigenartige Weise zufiel, all die eitlen Wünsche in ihm geweckt hatte, die sein Talent zugrunde richteten, raste er beinahe vor Wut. Er befahl, das verhaßte Porträt sogleich hinauszuschaffen. Doch seine seelische Erregung legte sich nicht – alle Gefühle waren aufgewühlt, er war bis auf den Grund seiner Seele erschüttert, und er lernte jene furchtbare Qual kennen, die man gelegentlich – als befremdende Ausnahme – beobachten kann, wenn sich ein schwaches Talent in einem Maße, das seine Möglichkeiten übersteigt, hervorzutun versucht und es nicht kann, jene Qual, die im Jüngling das Große gebiert, doch bei dem, der die Grenzen seiner Träume überschritten hat, zu einem ohnmächtigen Aufbegehren wird, jene furchtbare

Telegram @shabarsbibliothek

Qual, die den Menschen der entsetzlichsten Verbrechen fähig macht. Ein schrecklicher Neid ergriff von ihm Besitz, ein Neid, der an Tobsucht grenzte. Die Galle lief ihm über, wenn er ein Werk sah, das den Stempel des Talents trug. Er knirschte mit den Zähnen und verschlang es mit dem Blick eines Basilisken. In seiner Seele erwachte der teuflischste Vorsatz, den ein Mensch je gehegt hat, und er stürzte sich mit wilder Wut darauf, ihn zu verwirklichen. Er begann das Beste aufzukaufen, was die Kunst hervorgebracht hat. Wenn er ein Bild für teures Geld erworben hatte, brachte er es vorsichtig in sein Zimmer und fiel wie ein rasender Tiger darüber her – er zerriß, zerfetzte es, schnitt es in Stücke und trampelte unter Gelächter mit Genuß auf ihm herum. Die riesigen Reichtümer, die er gehortet hatte, erlaubten ihm, diese teuflische Lust zu befriedigen. Er öffnete seine Truhen und band seine Goldsäcke auf. Nie hatte ein Monstrum an Unwissenheit so viele schöne Kunstwerke vernichtet wie dieser grimmige Rächer. Auf allen Auktionen, auf denen er sich zeigte, gab jedermann die Hoffnung auf, ein Kunstwerk zu erwerben. Der Himmel in seinem Zorn schien diese furchtbare Geißel der Welt geschickt zu haben, um sie der Harmonie zu berauben. Die schreckliche Leidenschaft tauchte Tschartkow in ein irgendwie unheimliches Licht – sein Gesicht wirkte immer gallig. Mißbilligung und Verneinung der Welt malten sich in seinen Zügen. Er schien die Verkörperung jenes schrecklichen Dämons, dem Puschkin

Telegram @shabarsbibliothek

so ideale Gestalt verliehen hat. Nichts als giftige Worte und ewiger Tadel kamen über seine Lippen. Wenn er wie eine Harpyie in den Straßen aufkreuzte, versuchten alle, selbst seine Bekannten, ihm rechtzeitig auszuweichen und eine Begegnung zu vermeiden – sie genüge, sagten sie, um ihnen den Rest des Tages zu vergällen.

Zum Glück für die Welt und die Kunst konnte ein so gewalttätiges und angespanntes Leben nicht lange währen – das Ausmaß der Leidenschaft war zu ungewöhnlich, zu riesenhaft für seine schwachen Kräfte. Die Wut- und Wahnsinnsanfälle begannen sich zu häufen und gingen schließlich in eine unheimliche Krankheit über. Ein schweres Fieber befiel ihn, die galoppierende Schwindsucht kam hinzu, und nach drei Tagen war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Zu alledem gesellten sich die Anzeichen eines hoffnungslosen Wahnsinns. Manchmal konnten ihn mehrere Mann nicht bändigen. Immer öfter glaubte er die einst schon vergessenen lebendigen Augen des ungewöhnlichen Porträts vor sich zu sehen, und seine Tobsuchtsanfälle waren dann furchtbar. Die Menschen, die sein Bett umstanden, erschienen ihm als unheimliche Porträts. Sie verdoppelten sich, vervierfachten sich in seinen Augen; alle Wände waren vollgehängt mit Porträts, und aus jedem starrten ihn unverwandt lebendige Augen an. Sie blickten selbst von der Decke, vom Fußboden auf ihn; das Zimmer dehnte sich, weitete sich ins Unendliche und nahm immer mehr unverwandt starrende Augenpaare

Telegram @shabarsbibliothek

auf. Der Arzt, der die Behandlung übernommen und dies und das von seiner merkwürdigen Geschichte gehört hatte, bemühte sich mit allen Kräften, hinter den geheimen Zusammenhang zwischen den Wahngebilden, die ihn verfolgten, und den tatsächlichen Geschehnissen seines Lebens zu kommen, doch es gelang ihm nicht. Der Kranke verstand nichts und fühlte nichts als seine Pein und brachte nur ein schreckliches Stöhnen und unverständliche Worte hervor. Und schließlich riß sein Leben mit einem letzten, schon stummen Leidensanfall ab. Sein Leichnam war erschreckend. Man fand auch nichts mehr von seinem riesigen Reichtum; erst als man die zerfetzten Reste der großen Kunstwerke entdeckte, deren Wert in die Millionen ging, verstand man, welch schreckliche Verwendung sein Geld gefunden hatte.

Zweiter Teil

Zahlreiche Karossen, Droschken und Kaleschen hielten vor dem Eingang eines Hauses, in dem der Nachlaß eines jener reichen Kunstliebhaber versteigert wurde, die ihr Leben aufs angenehmste beim Anblick von Zephyren und Eroten verträumten, die, ohne danach gestrebt zu haben, in den Ruf von Mäzenen kommen und im treuherzigen Glauben daran die Millionen verausgaben, die sie von ihren tüchtigen Vätern geerbt oder

Telegram @shabarsbibliothek

häufig sogar durch eigene frühere Arbeit erworben haben. Solche Mäzene sind heute bekanntlich nicht mehr zu finden – unser neunzehntes Jahrhundert hat schon eine geraume Weile die langweilige Miene eines Bankiers aufgesetzt, der sich seiner Millionen nur noch auf dem Papier erfreut, in Gestalt der Zahlen, die darauf aufgeführt sind. In einem langen Saal war eine bunte Schar von Besuchern versammelt – sie waren herbeigestürzt, wie Raubvögel sich auf einen unbestatteten Leichnam stürzen. Eine ganze Flottille von russischen Kaufleuten aus dem Gostiny dwor und selbst vom Trödelmarkt war anwesend – die meisten in blauen deutschen Gehröcken. Ihr Auftreten und ihr Gesichtsausdruck waren hier irgendwie bestimmter, ungezwungener und nicht von jener süßlichen Dienstfertigkeit gekennzeichnet, die am russischen Kaufmann so auffällt, wenn er in seinem Laden vor einem Kunden steht. Hier taten sie sich keinerlei Zwang an, obwohl sich zahlreiche jener Aristokraten im Saal befanden, vor denen sie sich anderenorts so tief verneigten, als wollten sie den Staub aufwischen, den sie mit ihren eigenen Stiefeln hereingetragen hatten. Hier traten sie sicher auf, befühlten ungeniert Bücher und Bilder, um die Qualität der Ware festzustellen, und überboten kühn die Preise, die von den gräflichen Kennern genannt wurden. Man fand hier auch viele obligate Besucher vor, die sich's zur Regel gemacht hatten, jeden Tag statt zu frühstücken eine Auktion zu besuchen, aristokratische Kenner, die

Telegram @shabarsbibliothek

es als ihre Pflicht ansahen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um ihre Sammlungen zu bereichern, und zwischen zwölf und eins keine andere Beschäftigung für sich wußten; und schließlich jene vornehmen Herrschaften, deren Taschen ebenso schmal sind, wie ihre Kleidung schlecht ist, und die sich tagtäglich ohne eigennützige Absicht einstellen, nur um zu sehen, wie alles endet, wer mehr und wer weniger bietet, wer wen übertrumpft und wem was zugeschlagen wird. Zahlreiche Bilder standen oder lagen ohne jede Ordnung umher, dazwischen Möbel und Bücher mit dem Monogramm des früheren Besitzers, der möglicherweise gar nicht die löbliche Neugier hatte, einen Blick in sie zu tun. Chinesische Vasen, Marmortafeln für Tische, neue und alte Möbel mit geschwungenen Linien, Greifen, Sphinxen und Löwenklauen, vergoldet und ohne Vergoldung, Kronleuchter, Zuglampen – alles war durcheinandergeworfen und keineswegs so wohlgeordnet wie in den Läden. Das Ganze stellte eine Art Chaos der Künste dar. Überhaupt befällt einen beim Anblick einer Auktion ein unheimliches Gefühl – alles erinnert irgendwie an eine Trauerfeier. Der Saal, in dem sie stattfindet, wirkt immer ziemlich düster; die Fenster, mit Möbelstücken und Bildern verstellt, lassen das Licht nur spärlich eindringen; dazu das Schweigen, das sich in den Gesichtern malt, und die Grabesstimme des Auktionators, der mit dem Hämmerchen klopft und für die armen Künste, die sich hier ein so seltsames Stelldichein

Telegram @shabarsbibliothek

geben, das Totenamt hält. All das scheint den merkwürdigen, unangenehmen Eindruck noch zu verstärken.

Die Auktion war offenbar in vollem Gange. Eine größere Schar gediegener Männer stand eng gedrängt beieinander und bemühte sich um die Wette, etwas zu ersteigern. Das von allen Seiten ertönende Wort: »Rubel, Rubel, Rubel!« ließ dem Auktionator keine Zeit, die zuletzt gebotene Summe zu wiederholen, die bereits auf das Vierfache des festgesetzten Wertes angewachsen war. Die herumstehende Menge bemühte sich um ein Porträt, das jeden bannen mußte, der sich halbwegs auf Malerei verstand. Das große Können des Malers trat darin deutlich zutage. Das Bild war augenscheinlich schon mehrmals restauriert und übermalt worden und stellte einen Asiaten in weitem Gewand, mit dunklem Gesicht und ungewöhnlichem, seltsamem Ausdruck dar; am stärksten jedoch beeindruckte die Anwesenden die außerordentliche Lebendigkeit der Augen. Je länger man sie ansah, desto tiefer schienen sie einem ins Herz zu dringen. Diese Seltsamkeit, diese einzigartige Leistung des Malers fesselte die Aufmerksamkeit fast aller Betrachter. Viele von denen, die sich um das Porträt beworben hatten, waren inzwischen zurückgetreten, da der Preis unwahrscheinlich hoch getrieben worden war. Es überboten sich nur noch zwei Aristokraten, bekannte Liebhaber der Malerei, die um nichts auf der Welt auf einen solchen Kauf verzichten wollten. Sie erhitzten sich immer mehr und hätten den Preis wahrscheinlich

Telegram @shabarsbibliothek

irrsinnig in die Höhe geschraubt, hätte nicht plötzlich einer der Anwesenden gesagt:

»Gestatten Sie mir, Ihren Streit vorübergehend zu unterbrechen. Ich habe vielleicht eher als jeder andere ein Recht auf dieses Porträt.«

Diese Worte lenkten sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Er war schlank, annähernd fünfunddreißig Jahre alt und hatte langes schwarzes gewelltes Haar. Sein anziehendes, von heiterer Sorglosigkeit zeugendes Gesicht deutete auf eine Seele hin, der all die qualvollen Erschütterungen der vornehmen Welt fremd waren; sein Anzug erhob keinerlei Anspruch, als modisch zu gelten; alles an ihm verriet den Künstler. Und in der Tat, es war der Maler B., den viele der Anwesenden persönlich kannten.

»So sonderbar meine Worte Ihnen auch klingen mögen«, fuhr er fort, als er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah, »Sie werden – vorausgesetzt, Sie sind bereit, sich eine kleine Geschichte anzuhören – vielleicht einsehen, daß ich berechtigt war, mich so zu äußern. Alles überzeugt mich davon, daß es sich um das Porträt handelt, nach dem ich suche.«

Eine durchaus verständliche Neugier malte sich auf fast allen Gesichtern, und selbst der Auktionator sperrte den Mund auf, hielt mit erhobenem Hämmerchen inne und schickte sich an zu lauschen. Zu Beginn der Erzählung blickten viele Zuhörer noch zu dem Porträt, als die Geschichte jedoch immer fesselnder Wurde, schauten

Telegram @shabarsbibliothek

sie nur noch unverwandt auf den Erzähler.

»Sie kennen sicher den Stadtteil, der Kolomna heißt«, so begann er. »Dort ist alles anders als in den übrigen Stadtteilen Petersburgs; man ist dort weder in der Hauptstadt noch in der Provinz. Betritt man die Straßen von Kolomna, dann glaubt man zu spüren, wie einen alle Sehnsucht und alles Aufbegehren der Jugend verläßt. Hier schaut die Zukunft nicht herein, Kolomna bedeutet Stille und Abschied, es nimmt alles auf, was sich vom bewegten Leben der Hauptstadt zurückzieht. Hier lassen sich abgedankte Beamte nieder, Witwen, Leute, die nicht sehr wohlhabend sind, aber Bekannte im Senat haben und sich infolgedessen hier schon den Rest ihres Lebens verbringen sehen, ausgediente Köchinnen, die sich den ganzen Tag auf den Märkten herumtreiben, im Kramladen mit dem Besitzer allerlei Unsinn reden und jeden Tag für fünf Kopeken Kaffee und vier Kopeken Zucker einkaufen; und schließlich ist hier noch jener Menschenschlag zu finden, den man mit einem Wort, dem Wort ›aschgrau‹ charakterisieren kann – all jene Leute, deren Kleidung, Gesicht, Haare und Augen glanzlos, aschgrau erscheinen – gleich einem Tag, an dem es weder stürmt noch die Sonne scheint und alles weder Fisch noch Fleisch ist: Nebel brauen und nehmen den Gegenständen alle Schärfe. Zu dieser Art Menschen kann man die abgedankten Logenschließer von den Theatern, die abgedankten Titularräte, die abgedankten Zöglinge des Mars mit ausgestochenen

Telegram @shabarsbibliothek

Augen und zerhackten Lippen zählen. Diese Leute sind völlig teilnahmslos – sie gehen umher, ohne etwas anzublicken, sie schweigen, ohne an etwas zu denken. Ihre Zimmer beherbergen nur wenige Habseligkeiten – manchmal nur eine Flasche reinen russischen Wodka, von dem sie den ganzen Tag über gleichmäßig süffeln, ohne daß er ihnen irgendwie stärker zu Kopf steigt, wie es das ansehnliche Quantum tut, das sich ein junger deutscher Handwerker sonntags gewöhnlich leistet, dieser Hansdampf der Mestschanskaja-Straße, der nach Mitternacht allein den Bürgersteig beherrscht.

Das Leben in Kolomna ist schrecklich eintönig. Selten zeigt sich hier ein Wagen, abgesehen höchstens von dem, mit dem die Schauspieler fahren und der mit seinem Poltern, Rumpeln und Knarren allein die allgemeine Stille unterbricht. Alles geht hier zu Fuß; die Droschkenkutscher trotten gewöhnlich ohne Fahrgast, mit einer Fuhre Heu für ihren bärtigen kleinen Gaul dahin. Ein Zimmer kann man für fünf Rubel im Monat haben, sogar mit Morgenkaffee. Die Witwen, die Pension erhalten, stellen hier die Aristokraten dar: Sie führen sich gut auf, fegen häufig ihr Zimmer und unterhalten sich mit ihren Freundinnen über die hohen Preise für Rindfleisch und Kohl; oft haben sie eine noch junge Tochter, ein schweigsames, anspruchsloses, mitunter auch anmutiges Wesen, dazu ein garstiges Hündchen und eine Wanduhr mit traurig tickendem Pendel. Dann folgen die Schauspieler, deren Gehälter es nicht erlau-

Telegram @shabarsbibliothek

ben, aus Kolomna wegzuziehen, dieses freie Volk, das wie alle Künstler seinem Vergnügen lebt. Sie sitzen im Morgenrock da, reparieren eine Pistole, kleben allerlei Gegenstände aus Pappe, die man im Hause verwenden kann, spielen mit einem Freund Dame oder Karten und verbringen auf diese Weise den Morgen; abends tun sie ziemlich dasselbe, wenn auch gelegentlich bei einem Glas Punsch. Auf diese Asse und diese aristokratische Gesellschaft von Kolomna folgt allerlei niederes Volk und Kroppzeug. Diese Leute lassen sich ebenso schwer benennen, wie sich die große Zahl der Insekten berechnen läßt, die in altem Essig zu entstehen pflegen. Dazu gehören alte Frauen, die beten; alte Frauen, die trinken; alte Frauen, die beten und trinken; alte Frauen, die sich mit unerfindlichen Mitteln durchschlagen, Lumpen und alte Wäsche wie Ameisen von der Kalinkin-Brücke zum Trödelmarkt schleppen, um sie dort für fünfzehn Kopeken zu verkaufen – mit einem Wort, es handelt sich oft um den übelsten Abschaum der Menschheit, für den auch der wohlmeinendste Nationalökonom kein Mittel weiß, ihre Lage zu verbessern.

Ich habe diese Leute angeführt, um Ihnen verständlich zu machen, wie oft sie genötigt sind, zu dem einzigen sofortigen, wenn auch nur zeitweiligen Mittel zu greifen, das ihnen bleibt – der Aufnahme eines Darlehens; und darum lassen sich unter ihnen auch Wucherer eines bestimmten Schlages nieder, die kleine Summen gegen Pfand leihen und hohe Zinsen verlangen. Diese

Telegram @shabarsbibliothek

kleinen Wucherer pflegen um ein vielfaches mitleidloser als alle großen zu sein, da sie ihr Geschäft inmitten von Armut und jedermann sichtbarer dürftiger Lumpen betreiben, die der reiche Wucherer nicht zu sehen bekommt, weil er es nur mit Leuten zu tun hat, die im Wagen vorfahren. Und deshalb erlischt bei den kleinen Wucherern bereits sehr früh jede menschliche Regung. Unter ihnen gab es allerdings einen ... Aber ich sollte Ihnen vielleicht sagen, daß die Begebenheit, von der ich Ihnen erzählen will, dem vorigen Jahrhundert angehört, und zwar den Tagen, da die verstorbene Kaiserin Katharina die Zweite herrschte. Sie werden verstehen, daß sich das ganze Aussehen Kolomnas und auch das Leben, das in diesem Stadtteil geführt wurde, grundlegend verändern mußte. Es gab also unter den Wucherern einen, der ein in jeder Beziehung ungewöhnliches Wesen war und sich bereits vor langer Zeit hier niedergelassen hatte. Er ging in einem weiten asiatischen Mantel umher; die dunkle Farbe des Gesichts zeugte von seiner südlichen Herkunft, doch welcher Nation er eigentlich angehörte, ob er nun Inder, Grieche oder Perser war, das konnte niemand mit Sicherheit sagen. Der hohe, fast anormale Wuchs, das dunkle, hagere, ausgemergelte Gesicht mit seiner irgendwie unfaßbaren, furchterregenden Farbe, die großen, ungewöhnlich feurigen Augen und die dichten, buschigen Augenbrauen unterschieden ihn deutlich und scharf von all den anderen, aschgrauen Bewohnern des Stadtteils. Schon seine

Telegram @shabarsbibliothek

Wohnstatt war den übrigen kleinen Holzhäusern in keiner Weise ähnlich. Es war ein Steinbau in der Art jener Bauten, wie sie in alten Tagen so zahlreich von genuesischen Kaufleuten errichtet wurden – mit unregelmäßigen, verschieden großen Fenstern, eisernen Fensterläden und Riegeln. Dieser Wucherer unterschied sich von den anderen allein schon dadurch, daß er jedermann mit einer beliebigen Summe aushelfen konnte, von der bettelarmen alten Frau bis zum verschwenderischen Würdenträger und Höfling. Vor seinem Haus hielten häufig die glänzendsten Equipagen, in deren Fenstern man gelegentlich den Kopf einer prächtig gekleideten vornehmen Dame sah. Wie das so üblich ist, begann man über ihn zu reden, und es verbreitete sich die Fama, er verwahre in seinen eisernen Truhen unübersehbare Schätze an Geld, Juwelen, Brillanten und allerlei anderen Pfändern, sei aber keineswegs so habgierig wie die anderen Wucherer. Er lieh das Geld gern aus und räumte, wie es schien, sehr günstige Zahlungstermine ein. Allerdings wuchsen dann auch die Zinsen dank irgendwelcher seltsamen arithmetischen Berechnungen zu einer unwahrscheinlichen Höhe an. So jedenfalls erzählte man sich. Am sonderbarsten aber, am verblüffendsten für viele war das merkwürdige Schicksal all derer, die Geld von ihm erhalten hatten – sie nahmen alle ein unglückliches Ende. Ob es sich hierbei einfach um die Meinung der Leute, um abergläubisches Gerede oder absichtlich ausgestreute Gerüchte handelte,

Telegram @shabarsbibliothek

blieb ungewiß. Immerhin gab es einige schlagende und jedermann erinnerliche Begebnisse, die sich kurz hintereinander vor aller Augen abspielten.

In den Kreisen der damaligen Aristokratie erregte ein junger Mann aus bester Familie sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit – er zeichnete sich schon in jungen Jahren im Staatsdienst aus und war ein glühender Verehrer alles Wahren, Erhabenen, ein Verfechter all dessen, was Kunst und menschlicher Verstand hervorgebracht haben, mit einem Wort, ein Mann, der ein Mäzen zu werden versprach. Er wurde sehr bald von der Kaiserin gebührend ausgezeichnet und mit einem bedeutenden Posten betraut, der seinen Wünschen in jeder Weise entsprach, mit einem Posten, auf dem er viel für die Wissenschaften und überhaupt für das Gute tun konnte. Der junge Würdenträger umgab sich mit Malern, Dichtern, Gelehrten. Er wollte alles voranbringen, alles fördern. Er ließ auf eigene Kosten zahlreiche nützliche Arbeiten drucken, vergab allerlei Aufträge, stiftete Preise, gab einen Haufen Geld dafür aus und stand am Ende vor dem Ruin. Doch trotz allem wollte er, getrieben von seinen hochherzigen Regungen, von seinem Tun nicht ablassen, versuchte sich überall Geld zu beschaffen und wandte sich schließlich an den bekannten Wucherer. Er ließ sich ein größeres Darlehen von ihm geben und war in kurzer Zeit völlig verwandelt – er wurde zum Verfolger, zum Unterdrücker des sich entfaltenden Geistes und Talents. Er begann an

Telegram @shabarsbibliothek

jedem Werk etwas Schlechtes zu finden und deutete jedes Wort in einem willkürlichen Sinn. Zu allem Unglück brach damals die Französische Revolution aus. Das diente ihm zum Vorwand für allerlei niederträchtige Handlungen. Er sah in allem eine revolutionäre Haltung und wähnte überall Anspielungen zu entdecken. Er wurde so argwöhnisch, daß er sich schließlich selber zu verdächtigen begann; er erstattete schreckliche, verleumderische Anzeigen und stürzte zahllose Menschen ins Unglück. Selbstverständlich erreichte die Kunde von diesen Taten am Ende auch den Thron. Die hochherzige Kaiserin erschrak; von Seelenadel, dem Schmuck jedes gekrönten Hauptes, erfüllt, sprach sie Worte, die zwar nicht in aller Genauigkeit bis zu uns dringen konnten, deren tiefer Sinn sich jedoch vielen Herzen einprägte. Die Herrscherin bemerkte, nicht in der Monarchie würden die erhabenen, edelmütigen Seelenregungen unterdrückt, nicht da verachte und verfolge man die Schöpfungen des Geistes, der Dichtung und der Künste; im Gegenteil – nur die Monarchen seien stets ihre Beschützer gewesen; unter ihrem großmütigen Schutz hätten sich ein Shakespeare, ein Moliere entfaltet, während für Dante in seiner republikanischen Heimat kein Platz gewesen sei; wahre Genies hätten sich nur in den Zeiten des Glanzes und der Macht von Monarchen und Monarchien entwickeln können und nicht in denen, wo abscheuliche politische Erscheinungen und republikanischer Terror um sich gegriffen –

Telegram @shabarsbibliothek

diese hätten der Welt noch keinen einzigen Dichter geschenkt; man müsse Dichter und Künstler auszeichnen, denn sie senkten nur Frieden und wohltuende Stille in die Seele, nicht Unruhe und Aufbegehren; Gelehrte, Dichter und alle Erzeuger von Kunst seien Perlen und Brillanten in der kaiserlichen Krone – sie zierten die Epoche eines großen Herrschers und verliehen ihr einen noch höheren Glanz. Kurz und gut – als die Kaiserin diese Worte aussprach, war sie schön wie eine Göttin. Ich erinnere mich, daß ältere Leute nur mit Tränen in den Augen davon sprachen. Alle nahmen an dem Vorfall Anteil. Es muß zur Ehre unserer stolzen Nation bemerkt werden, daß im russischen Herzen immer die schöne Neigung lebendig ist, die Partei des Unterdrückten zu ergreifen. Der Würdenträger, der das allgemeine Vertrauen getäuscht hatte, wurde exemplarisch bestraft und seines Postens enthoben. Doch eine noch viel schrecklichere Strafe für ihn war, was er in den Gesichtern seiner Landsleute las – entschiedene und allgemeine Verachtung. Man kann unmöglich schildern, wie seine eitle Seele litt; Stolz, enttäuschter Ehrgeiz, zusammengebrochene Hoffnungen – eins kam zum anderen; sein Leben endete unter furchtbaren Anfällen von Wahnsinn und Raserei.

Auch ein zweiter aufsehenerregender Fall spielte sich vor aller Augen ab: Unter den Schönheiten, an denen unsere nordische Hauptstadt damals nicht arm war, nahm eine entschieden den ersten Platz ein. Sie stellte

Telegram @shabarsbibliothek

eine Art wunderbarer Verschmelzung unserer nordischen Schönheit mit der des Südens dar, einen Brillanten, wie man ihn selten findet. Mein Vater hat mir wiederholt gestanden, etwas Ähnliches habe er nie im Leben gesehen. Alles schien in ihr vereinigt – Reichtum, Geist und Anmut. Bewerber gab es genug, und der bemerkenswerteste unter ihnen war Fürst R., der hochherzigste und anziehendste unter den jungen Männern, schön von Angesicht und von ritterlichem Adel in seinen Regungen, ein wahrer Frauen- und Romanheld, ein Grandison in jeder Beziehung. Fürst R. war leidenschaftlich, ja wahnsinnig verliebt, und seine Liebe wurde mit ebenso flammender Gegenliebe entgolten. Doch ihren Verwandten erschien die Partie nicht ebenbürtig. Die Stammgüter des Fürsten gehörten schon lange nicht mehr ihm; die Familie war in Ungnade gefallen, und der schlechte Stand seiner Angelegenheiten war allgemein bekannt. Plötzlich verläßt der Fürst die Hauptstadt, angeblich, um seine Angelegenheiten zu ordnen, und kehrt nach kurzer Zeit, von unwahrscheinlichem Prunk und Glanz umgeben, zurück. Glänzende Bälle und Festlichkeiten machen ihn auch bei Hofe bekannt. Der Vater der Schönen zeigt sich geneigter, und eine außerordentlich interessante Hochzeit wird vorbereitet. Was diese Wendung herbeigeführt hatte, woher der unerhörte Reichtum des Bewerbers kam, wußte niemand mit Sicherheit zu sagen; unterderhand allerdings wurde gemunkelt, er sei gegenüber dem rätselhaften

Telegram @shabarsbibliothek

Wucherer irgendwelche besonderen Bedingungen eingegangen und habe eine Anleihe bei ihm aufgenommen. Wie dem auch sein mochte – die Hochzeit beschäftigte die ganze Stadt. Sowohl der Bräutigam als auch die Braut waren der Gegenstand des allgemeinen Neides. Jedermann wußte von ihrer heißen, beständigen Liebe, von dem langen Warten, das beide nicht entmutigt hatte, von ihren hohen Tugenden. Leidenschaftliche Frauen malten sich im voraus die paradiesische Seligkeit aus, die das junge Ehepaar genießen würde. Aber alles kam ganz anders. Der Ehemann veränderte sich im Laufe eines Jahres sehr zu seinem Nachteil. Das Gift einer argwöhnischen Eifersucht, Unduldsamkeit und ständige Launen verdarben seinen bis dahin so edlen und schönen Charakter. Er wurde zum Tyrannen, zum Quälgeist seiner Frau und griff, was niemand voraussehen konnte, zu den unmenschlichsten Mitteln – er schlug sie sogar. Nach einem Jahr vermochte niemand mehr die Frau in ihr zu erkennen, die noch vor kurzem so geglänzt hatte und von Scharen ergebener Verehrer umringt gewesen war. Schließlich kam sie, außerstande, ihr schweres Schicksal länger zu ertragen, als erste auf die Scheidung zu sprechen. Der Mann geriet bei dem bloßen Gedanken daran in wilde Wut. Er raste, drang in einem Anfall von Tobsucht mit einem Messer in ihr Zimmer ein und hätte sie ohne Zweifel erstochen, wäre er nicht daran gehindert und ergriffen worden. In seinem Zorn und seiner Verzweif-

Telegram @shabarsbibliothek

lung wandte er das Messer gegen sich selbst und beendete sein Leben unter entsetzlichen Qualen.

Neben diesen beiden Vorfällen, die sich vor den Augen der großen Gesellschaft abspielten, ereigneten sich, wie man erzählte, noch viele andere in den niederen Schichten, und fast alle, die darin verwickelt waren, nahmen ein schreckliches Ende. Hier war ein ehrlicher, abstinenter Mann zum Trinker geworden; dort hatte ein Kommis den Prinzipal bestohlen; oder ein Droschkenkutscher, der sein Gewerbe jahrelang ehrlich ausgeübt hatte, brachte eines Groschens wegen einen Fahrgast um. Es war unausbleiblich, daß solche Geschehnisse, die in den Erzählungen manchmal noch ausgeschmückt wurden, den bescheidenen Bewohnern von Kolomna unwillkürlich Angst einjagten. Niemand zweifelte daran, daß hier der Teufel die Hände im Spiele hatte. Von dem Wucherer erzählte man sich, er biete den Leuten Bedingungen an, bei denen sich einem die Haare sträubten, Bedingungen, die keiner der Unglücklichen dem anderen zu verraten wagte; man erzählte, sein Geld versenge die Menschen, gerate von selber in Brand und weise irgendwelche seltsamen Zeichen auf. Mit einem Wort, es liefen viele unsinnige Gerüchte um. Bezeichnend war, daß die Bevölkerung von Kolomna, all diese armen alten Frauen, kleinen Beamten und unbedeutenden Schauspieler, kurz, alle diese vorhin schon aufgezählten kleinen Leute sich eher dazu entschlossen, zu dulden und äußerste Not zu leiden, als sich an diesen

Telegram @shabarsbibliothek

unheimlichen Wucherer zu wenden. Man fand sogar an Hunger gestorbene alte Frauen, die eher bereit gewesen waren, den Körper zu opfern, als ihre Seele zu verderben. Wenn man ihm auf der Straße begegnete, verspürte man unwillkürlich Furcht. Die Fußgänger wichen ihm vorsichtig aus und sahen der übermäßig hohen, in der Ferne entschwindenden Gestalt noch lange nach. Allein sein Äußeres war so ungewöhnlich, daß jedermann ihm übernatürliche Kräfte zuschreiben mußte. Die scharfgeschnittenen Züge, die so bei keinem anderen Menschen zu finden sind, die auffallende Bronzefarbe des Gesichts, die unwahrscheinlich dichten Brauen, die unerträglichen, furchterregenden Augen und selbst die weiten Falten des asiatischen Gewandes – all das schien zu bezeugen, daß gegen die Leidenschaften, die in diesem Körper lebten, die Leidenschaften der anderen Menschen verblaßten. Mein Vater stand, wenn er ihn traf, jedesmal regungslos da und stieß die Worte hervor: ›Der Teufel, der Teufel in eigener Person!‹ Aber ich muß Sie endlich mit meinem Vater bekannt machen, der übrigens der eigentliche Gegenstand dieser Geschichte ist.

Mein Vater war in vieler Hinsicht ein bemerkenswerter Mann, ein Maler, wie es wenige gibt, eines von jenen Wundern, wie sie nur Rußland aus seinem unberührten Schöße hervorbringt, ein Autodidakt, der, von dem leidenschaftlichen Wunsch nach Vervollkommnung beseelt, ohne Lehrer und Schule die Regeln und

Telegram @shabarsbibliothek

Gesetze in seiner Seele fand, nach denen man arbeiten muß, und aus Gründen, die er wohl selber nicht kannte, immer den Weg ging, den ihm sein Herz wies, eines von jenen Naturtalenten, die von den Zeitgenossen häufig mit dem beleidigenden Ausdruck ›Sonntagsmaler‹ bedacht werden, sich aber weder durch Schmähungen noch eigene Mißerfolge beeindrucken lassen, sondern nur neue Kraft aus ihnen schöpfen und sich noch eifriger bemühen, wobei sie innerlich schon weit von jenen Werken abgerückt sind, die ihnen den Titel ›Sonntagsmaler‹ eintrugen. Mit feinem Instinkt erfaßte er bei jedem Gegenstand den ihm innewohnenden Gedanken; er begriff ohne fremde Hilfe den wahren Sinn des Ausdrucks ›Historienmalerei‹; er verstand, warum man ein einfaches Köpfchen, ein einfaches Porträt von Raffael, Leonardo da Vinci, Tizian oder Correggio als Historienmalerei bezeichnen konnte und warum eine riesige Leinwand mit geschichtlichem Inhalt trotz allen Anspruchs, Historienmalerei zu sein, nur ein tableau de genre war. Aus innerstem Gefühl und eigener Überzeugung wandte er sich religiösen Gegenständen zu, der höchsten und letzten Stufe des Erhabenen. Er besaß weder den Ehrgeiz noch die Empfindlichkeit, die vielen Künstlern so eigen sind. Er hatte einen festen Charakter, war offen und ehrlich, gelegentlich sogar grob, und hinter seiner rauhen Schale verbarg sich ein gewisser Stolz; über die Menschen sprach er ebenso nachsichtig wie schroff. ›Wozu sich nach ihnen richten‹, pflegte er

Telegram @shabarsbibliothek

zu sagen, ›ich arbeite schließlich nicht für sie. Ich werde meine Bilder in keinen Salon hängen, man wird sie in der Kirche aufstellen. Wer mich versteht, wird dankbar sein, wer nicht, wird dennoch zum Herrgott beten. Man sollte einem Weltmann nicht vorwerfen, er verstehe nichts von Malerei; dafür versteht er sich aufs Kartenspielen und weiß über gute Weine und Pferde Bescheid – wozu sollte ein großer Herr noch mehr wissen? Womöglich schwingt er, wenn er an dem und jenem herumprobiert hat, noch kluge Reden, und dann hätte man keine Ruhe mehr vor ihm. Jedem das Seine, soll sich jeder mit dem befassen, was er kann. Mir ist schon einer lieber, der offen sagt, daß er sich über das oder jenes nicht äußern kann, als einer, der heuchelt und tut, als verstünde er etwas von Dingen, von denen er nichts versteht, und alles nur schlechtmacht und besudelt.‹ Er arbeitete für ein geringes Entgelt, das heißt für ein Entgelt, das gerade ausreichte, um die Familie zu ernähren und ihm die Arbeit zu ermöglichen. Außerdem versagte er niemandem seine Unterstützung und streckte einem armen Maler gern die hilfreiche Hand hin. Er war gläubig – im Sinne des schlichten, frommen Glaubens seiner Ahnen, und ebendaher rührte wohl auch der erhabene Ausdruck seiner Gesichter, hinter dessen Geheimnis nicht einmal die glänzendsten Talente kamen. Schließlich errang er dank der Beständigkeit seiner Arbeit und der strikten Verfolgung des gewählten Weges allmählich sogar die Achtung derer, die ihn Sonntagsmaler und

Telegram @shabarsbibliothek

einen ›hausgemachten‹ Autodidakten gescholten hatten. Er erhielt unablässig Aufträge von der Kirche, und die Arbeit riß bei ihm nicht ab. Eine dieser Arbeiten beschäftigte ihn besonders stark. Ich erinnere mich nicht, was eigentlich ihr Sujet war, ich weiß nur, daß der Geist der Finsternis auf dem Bild erscheinen sollte. Er dachte lange darüber nach, welche Gestalt er ihm geben sollte; er wollte in sein Gesicht alles hineinlegen, was den Menschen quält und bedrückt. Bei diesen Überlegungen kam ihm gelegentlich auch der geheimnisvolle Wucherer in den Sinn, und unwillkürlich sagte er sich: Das wäre ein Modell für meinen Teufel! Stellen Sie sich also sein Erstaunen vor, als es eines Tages, während er in seiner Werkstatt arbeitete, an der Tür klopfte und gleich darauf der unheimliche Wucherer in sein Zimmer trat. Unwillkürlich befiel meinen Vater eine innere Unruhe, die von seinem ganzen Körper Besitz ergriff.

›Du bist Maler?‹ fragte er meinen Vater ohne Umstände.

›Ja‹, entgegnete mein Vater verwundert und wartete darauf, was weiter kommen würde.

›Gut. Male ein Porträt von mir! Ich werde möglicherweise bald sterben, und Kinder habe ich nicht; ich will aber nicht ganz sterben, ich will weiterleben. Kannst du ein Bild von mir malen, auf dem ich aussehe, als ob ich lebte?‹

Mein Vater sagte sich: Was kann ich mehr erwarten? Er bietet sich von selber als Modell für meinen Teufel

Telegram @shabarsbibliothek

an. Und mein Vater versprach, ihn zu porträtieren. Sie einigten sich über Termin und Preis, und gleich am folgenden Tage ergriff mein Vater Pinsel und Palette und fand sich bei ihm ein. Der von hohen Zäunen umgebene Hof, die Hunde, die eisernen Türen und Riegel, die bogenförmigen Fenster und die mit alten Teppichen bedeckten Truhen, vor allem aber der ungewöhnliche Hausherr selbst, der sich unbeweglich vor ihm niedersetzte – all das machte einen sonderbaren Eindruck auf ihn. Die untere Hälfte der Fenster war wie mit Absicht so verstellt und verbaut, daß das Licht nur oben eindringen konnte. Hol's der Teufel! Wie gut sein Gesicht jetzt beleuchtet ist! sagte er sich und griff begierig nach dem Pinsel, als furchte er, die Beleuchtung könne aus irgendeinem Grunde ungünstiger werden. Ha, welche Kraft! wiederholte er im stillen. Wenn ich ihn halbwegs so hinkriege, wie er jetzt ist, erschlägt er mir alle meine Heiligen und Engel; sie werden gegen ihn erblassen. Welch teuflische Gewalt! Er wird mir einfach den Rahmen sprengen, wenn ich der Natur auch nur einigermaßen treu bin. Welch ungewöhnliche Züge! wiederholte er unablässig, verdoppelte seinen Eifer und sah bereits, wie einige dieser Züge allmählich auf der Leinwand hervortraten. Je tiefer er jedoch in sie eindrang, desto stärker beschlich ihn ein irgendwie beklemmendes, beunruhigendes Gefühl, das er sich selber nicht erklären konnte. Dennoch nahm er sich vor, jeden, auch den kaum noch erkennbaren Ausdruck oder

Telegram @shabarsbibliothek

Zug so genau wie möglich festzuhalten. Vor allem nahm er sich die Augen vor. In diesen Augen lag solche Gewalt, daß offenbar gar nicht daran zu denken war, sie mit aller Wirklichkeitstreue wiederzugeben. Trotzdem beschloß er, um jeden Preis auch den letzten, kleinsten Zug, die feinste Nuance an diesen Augen herauszufinden und ihr Geheimnis zu ergründen. Sobald er jedoch in ihre Einzelheiten einzudringen, sich in sie zu vertiefen begann, kam ein so sonderbarer Widerwille, eine so unerklärliche Beklommenheit in ihm auf, daß er genötigt war, den Pinsel aus der Hand zu legen, und erst nach einer Weile wieder nach ihm greifen konnte. Schließlich ertrug er es nicht mehr; er fühlte, wie diese Augen sich in seine Seele bohrten und eine unbegreifliche Unruhe in ihr hervorriefen. Am folgenden, am dritten Tag war es noch schlimmer. Ihm wurde unheimlich zumute. Er warf den Pinsel hin und erklärte rundweg, er könne nicht weitermalen. Sie hätten sehen sollen, wie sich der seltsame Wucherer bei diesen Worten veränderte! Er warf sich ihm zu Füßen und flehte ihn an, das Porträt fertigzustellen. Er erklärte, sein Schicksal hänge davon ab, sein Dasein auf dieser Erde; er habe seine Züge im rohen bereits lebendig eingefangen, wenn er sie richtig ausführte, würde sein Leben durch übernatürliche Kraft im Bilde erhalten bleiben, er würde dadurch nicht vollends sterben; er müsse weiter auf dieser Erde bleiben. Entsetzen befiel meinen Vater bei diesen Worten, sie erschienen ihm so sonderbar und

Telegram @shabarsbibliothek

schrecklich, daß er Pinsel und Palette liegenließ und Hals über Kopf aus dem Zimmer stürzte.

Der Gedanke daran beunruhigte ihn den ganzen Tag und die ganze Nacht, und am Morgen schickte ihm der Wucherer das Porträt ins Haus; eine Frau, das einzige Wesen, das in seinen Diensten stand, brachte es und erklärte, ihr Herr wolle es nicht haben, er wolle nichts dafür geben und schicke es zurück. Am Abend desselben Tages erfuhr er, daß der Wucherer gestorben war und daß man sich schon anschickte, ihn nach den Riten seiner Religion zu beerdigen. All das kam ihm sehr sonderbar vor. Von diesem Tage an aber veränderte sich sein Wesen merklich – er verfiel in einen unruhigen, erregten Zustand, dessen Ursache er nicht zu ergründen vermochte, und beging bald darauf eine Handlung, die niemand von ihm erwartet hätte. Seit einiger Zeit erregten die Werke eines seiner Schüler die Aufmerksamkeit eines kleinen Kreises von Liebhabern und Kennern. Mein Vater hatte schon immer ein Talent in ihm erblickt und ihm sein besonderes Wohlwollen zugewandt. Plötzlich wurde er auf ihn neidisch. Das allgemeine Interesse, das ihm entgegengebracht wurde, und das Gerede über ihn empfand er als unerträglich. Schließlich erfuhr er zu seinem größten Ärger auch noch, daß man seinem Schüler angetragen hatte, ein Bild für eine neu erbaute, reiche Kirche zu malen. Das brachte ihn vollends aus der Fassung. ›Nein, ich werde nicht zulassen, daß dieser Milchbart über mich triumphiert!‹ sagte er.

Telegram @shabarsbibliothek

›Hast du dir so gedacht, die Alten abzuhalftern! Ich bin Gott sei Dank noch bei Kräften. Wir werden ja sehen, wer über wen triumphiert.‹ Und der geradsinnige, grundehrliche Mann nahm Zuflucht zu Intrigen und Ränken, die er bis dahin immer verabscheut hatte. Schließlich erreichte er, daß für das Bild ein Wettbewerb ausgeschrieben wurde und sich auch andere Maler mit ihren Arbeiten an ihm beteiligen konnten. Er schloß sich in seinem Zimmer ein und griff mit Feuereifer zum Pinsel. Er schien all seine Kraft, sein ganzes Ich in dieses Bild hineinlegen zu wollen. Und es wurde auch wirklich eins seiner besten Werke. Niemand zweifelte daran, daß er den Sieg davontragen würde. Die Bilder wurden ausgestellt, und alle anderen fielen gegen das seine ab – es war wie Tag und Nacht. Plötzlich machte einer der anwesenden Preisrichter, wenn ich nicht irre, ein Geistlicher, eine Bemerkung, die alle verblüffte. ›Das Bild dieses Malers verrät in der Tat viel Talent‹, sagte er, ›aber es ist keine Heiligkeit in den Gesichtern; die Augen haben im Gegenteil etwas Dämonisches an sich, als habe dem Maler ein ungutes Gefühl die Hand geführt.‹ Alle blickten nochmals hin und mußten sich von der Wahrheit dieser Worte überzeugen. Mein Vater stürzte zu seinem Bild, als wollte er nachprüfen, ob diese kränkende Bemerkung berechtigt war, und erkannte zu seinem Entsetzen, daß er fast allen Gesichtern die Augen des Wucherers gegeben hatte. Sie blickten so teuflisch und vernichtend drein, daß ihn

Telegram @shabarsbibliothek

unwillkürlich schauderte. Das Bild wurde zurückgewiesen, und er mußte zu seinem unbeschreiblichen Ärger hören, daß sein Schüler den Sieg davongetragen hatte. Unmöglich, die Wut zu schildern, mit der er nach Hause kam. Es fehlte nicht viel, und er hätte die Mutter geschlagen; er jagte die Kinder aus dem Zimmer, zertrümmerte die Staffelei, zerbrach die Pinsel, riß das Porträt des Wucherers von der Wand und befahl, ihm ein Messer zu geben und Feuer im Kamin zu machen – er wollte das Bild in Stücke schneiden und verbrennen. Bei diesem Vorhaben überraschte ihn ein Freund, Maler wie er, aber ein fröhlicher Geselle, der immer mit sich zufrieden war, keinerlei kaum erfüllbaren Träumen nachhing, vergnügt an jede Arbeit ging, die sich ihm bot, und sich noch viel vergnügter ans Mittagessen oder ein kleines Festmahl machte.

›Was tust du da, was willst du da verbrennen?‹ fragte er und trat auf das Porträt zu. ›Ich bitte dich, das ist doch eins deiner besten Werke! Der Wucherer, der vor kurzem gestorben ist – geradezu vollendet! Da hast du genau ins Schwarze getroffen. Noch nie haben Augen so lebendig geblickt wie bei dir.‹

›Wir werden ja sehen, wie sie blicken, wenn sie verbrennen^ entgegnete der Vater und wollte das Porträt schon in den Kamin werfen.

›Um Gottes willen, halt ein!‹ rief der Freund und fiel ihm in den Arm. ›Gib es lieber mir, wenn du es gar nicht mehr ansehen magst!‹

Telegram @shabarsbibliothek

Der Vater versuchte, auf seinem Willen zu beharren, gab aber schließlich nach, und der vergnügte Geselle nahm das Porträt und zog, äußerst zufrieden mit seiner Errungenschaft, davon.

Sobald er fort war, fühlte sich mein Vater plötzlich viel ruhiger – als wäre ihm zugleich mit dem Porträt ein Stein vom Herzen genommen worden. Er wunderte sich jetzt selber über seine bösen Gefühle, über seinen Neid, über die offenkundige Veränderung in seinem Charakter.

Als er sich über seine Handlungsweise klargeworden war, wurde er tieftraurig und meinte mit aufrichtigem Kummer:

›Nein, mich hat der Herrgott gestraft; mein Bild ist mit Recht verurteilt worden. Es wurde nur in Angriff genommen, um einen Bruder zu vernichten. Ein teuflisches Gefühl des Neides hat mir den Pinsel geführt, und dieses teuflische Gefühl mußte zum Ausdruck kommen.‹

Er begab sich sofort zu seinem früheren Schüler, schloß ihn fest in die Arme, bat ihn um Verzeihung und bemühte sich nach Kräften, seine Schuld vor ihm wiedergutzumachen. Seine Arbeit floß wieder so friedlich wie früher dahin, aber immer öfter zeigte sich Nachdenklichkeit auf seinem Gesicht. Er betete mehr, war öfter schweigsam und äußerte sich nicht mehr so schroff über die Menschen; selbst seine rauhe Schale fiel von ihm ab. Bald aber erschütterte ihn etwas noch mehr. Er

Telegram @shabarsbibliothek

hatte schon lange den Kameraden nicht wiedergesehen, der ihm das Bild abgebettelt hatte. Er wollte ihn gerade besuchen gehen, als dieser überraschend in sein Zimmer trat. Nach einigen Worten und Fragen von beiden Seiten sagte er:

›Nun, Verehrter, du hast das Porträt nicht umsonst verbrennen wollen. Hol's der Teufel, es ist etwas Seltsames daran. Ich glaube zwar nicht an Hexen, aber mach, was du willst – in ihm steckt der böse Geist.‹

›Wieso?‹ fragte mein Vater.

›Seit es in meinem Zimmer hing, fühlte ich mich von einer schrecklichen Schwermut befallen; mir war, als müßte ich jemanden umbringen. In meinem ganzen Leben hatte ich nicht gewußt, was Schlaflosigkeit ist; jetzt lernte ich nicht nur Schlaflosigkeit, sondern auch Alpträume kennen ... Ich weiß selber nicht, ob mir träumte oder ob es etwas anderes war – ich hatte das Gefühl, als würgte mich der Hausgeist, und immerfort sah ich diesen verdammten Alten vor mir. Mit einem Wort, ich kann dir den Zustand, in dem ich mich befand, gar nicht schildern. Etwas Ähnliches hatte ich nie erlebt. Ich irrte die ganze Zeit wie geistesgestört umher – eine unerklärliche Angst, die Erwartung von etwas Unangenehmem bedrückten mich. Ich fühlte, daß ich niemandem mehr ein fröhliches, offenes Wort sagen konnte – als säße ein Spitzel neben mir. Und erst als ich dieses Porträt meinem Neffen überließ, der es gern haben wollte, merkte ich, wie mir ein Stein vom Herzen

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

fiel, und jetzt fühle ich mich wieder fröhlich, wie du siehst. Na weißt du, du hast aber auch einen Teufel hingekriegt!‹

Mein Vater hörte der Erzählung mit gesammelter Aufmerksamkeit zu und fragte schließlich:

›Und das Porträt ist jetzt bei deinem Neffen?‹ ›Nicht doch! Er hat es nicht ausgehalten‹, entgegnete der fröhliche Geselle. ›Offenbar ist die Seele des Wucherers in das Porträt übergesiedelt – er steigt aus dem Rahmen und geht im Zimmer umher; einfach nicht mehr zu fassen, was mir mein Neffe erzählt. Ich würde ihn für einen Irren halten, hätte ich es zum Teil nicht selbst erlebt. Er hat das Porträt einem Sammler verkauft, aber auch der ertrug es nicht und schaffte es sich vom Halse.‹

Diese Erzählung machte auf meinen Vater einen tiefen Eindruck. Er verfiel ernstlich in Nachdenken, wurde hypochondrisch und gelangte schließlich vollends zu der Überzeugung, sein Pinsel habe dem Teufel als Werkzeug gedient, der Wucherer lebe zum Teil tatsächlich in dem Porträt weiter und beunruhige jetzt die Menschen – er flöße ihnen teuflische Gedanken ein, bringe den Künstler vom Wege ab, wecke quälenden, furchtbaren Neid und dergleichen mehr. Das dreifache Unglück, von dem er bald darauf betroffen wurde – der unerwartete Tod der Frau, der Tochter und eines Söhnchens –, sah er als Strafe des Himmels an und faßte den unumstößlichen Entschluß, der Welt zu entsagen. Als ich neun Jahre alt war, brachte er mich in der Aka-

Telegram @shabarsbibliothek

demie der Künste unter, rechnete mit Schuldnern und Gläubigern ab und zog sich in ein einsames Kloster zurück, wo er alsbald die Kutte anlegte. Er setzte die ganze Bruderschaft durch die Strenge seiner Lebensweise und die rastlose Befolgung der Klosterregeln in Erstaunen. Als der Vorsteher von seiner Fertigkeit in der Malerei erfuhr, verlangte er, er solle ein großes Andachtsbild für die Kirche malen. Doch der demütige Klosterbruder erklärte rundweg, er sei nicht würdig, den Pinsel in die Hand zu nehmen, sein Pinsel sei entweiht, er müsse seine Seele zuvor durch Mühen und große Opfer läutern, damit er würdig werde, ein solches Werk zu beginnen. Man wollte ihn nicht nötigen. Er erlegte sich strengste Askese auf. Schließlich genügte ihm auch das nicht mehr. Er zog sich, mit dem Segen des Vorstehers versehen, in die Wildnis zurück, um völlig allein zu sein. Dort baute er sich eine Zelle aus Baumzweigen, ernährte sich nur von rohen Wurzeln, schleppte Steine von einem Platz zum anderen oder stand, ununterbrochen betend, mit zum Himmel erhobenen Armen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang an ein und derselben Stelle. Mit einem Wort – er zwang sich zu allen möglichen Graden des Duldens und jener unfaßbaren Selbstaufopferung, für die man Beispiele allenfalls in den Heiligenlegenden findet. Auf diese Weise kasteite er mehrere Jahre lang seinen Körper, wobei er sich gleichzeitig durch die lebensspendende Kraft des Gebets zu stärken suchte. Schließlich kehr-

Telegram @shabarsbibliothek

te er eines Tages ins Kloster zurück und sagte mit fester Stimme zum Vorsteher: Jetzt bin ich bereit. So Gott will, werde ich mein Werk vollbringen^ Der Gegenstand, den er erwählte, war Christi Geburt. Er saß ein ganzes Jahr daran, ohne die Zelle zu verlassen, sich notdürftig von roher Kost ernährend und unablässig betend. Nach einem Jahr war das Bild fertig. Es war ein wirkliches Wunder der Malerei. Es muß gesagt werden, daß weder die Bruderschaft noch der Vorsteher bedeutendere Kenntnisse in der Malerei besaßen, aber alle waren von der ungewöhnlichen Heiligkeit der Gestalten beeindruckt. Die himmlische Demut und Sanftheit im Angesicht der über das Kind geneigten unbefleckten Mutter, die tiefe Weisheit in den Augen des göttlichen Kindes, die gleichsam schon irgendwelche Fernen durchdrangen, das feierliche Schweigen der vom Gotteswunder erschütterten Könige, die ihm zu Füßen lagen, und schließlich die heilige, unsagbare Stille, in die das ganze Bild getaucht war, – all das stand dem Beschauer so harmonisch, gewaltig und überwältigend vor Augen, daß der Eindruck geradezu magisch war. Die ganze Bruderschaft sank vor dem neuen Bild auf die Knie, und der gerührte Vorsteher sagte: ›Nein, menschliche Kunst allein kann ein solches Werk nicht vollbringen, dir hat die heiligste, höchste Macht den Pinsel geführt, und der Segen des Himmels ruhte auf deiner Arbeit.‹

Zu dieser Zeit beendete ich meine Ausbildung an der

Telegram @shabarsbibliothek

Akademie und erhielt eine goldene Medaille; das berechtigte mich zu der Hoffnung, nach Italien reisen zu dürfen, dem schönsten Traum für einen zwanzigjährigen Maler. Mir stand nur noch bevor, Abschied von meinem Vater zu nehmen, den ich seit einem Dutzend Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ich muß gestehen, mir war sogar sein Aussehen seit langem aus dem Gedächtnis entschwunden. Ich hatte schon dies und das von der strengen Heiligkeit seiner Lebensführung gehört und war darauf gefaßt, einen Einsiedler von rauhem Äußeren anzutreffen, dem alles auf der Welt fremd ist, ausgenommen seine Zelle und sein Gebet, einen erschöpften, vom ewigen Fasten und Wachen vertrockneten Mönch. Wie sehr war ich darum erstaunt, als ich einen schönen, fast göttlichen alten Mann vor mir sah! Keinerlei Spuren von Erschöpfung waren an ihm zu entdecken – sein Gesicht strahlte himmlische Heiterkeit aus. Der schneeweiße Bart und das schüttere, beinah ätherische Haar – es hatte denselben Silberton wie der Bart – fielen malerisch auf die Brust und auf die Falten der schwarzen Kutte herab und reichten bis an die Schnur, mit der sein dürftiges Mönchsgewand umgürtet war; am meisten aber wunderte ich mich, Worte und Sentenzen über die Kunst aus seinem Munde zu hören, die ich, wie ich gestehe, noch lange in meinem Herzen bewahren werde; ich wünschte aufrichtig, daß alle meine Gefährten dasselbe täten.

›Ich habe dich erwartet, mein Sohn‹, sagte er, als ich

Telegram @shabarsbibliothek

vor ihn hintrat, um seinen Segen zu empfangen. ›Der Weg, auf dem sich dein Leben von nun an bewegen wird, steht fest. Dein Weg ist rein; laß dich nicht von ihm abbringen. Du hast Talent; Talent ist eine kostbare Gottesgabe – richte es nicht zugrunde. Erforsche alles, geh allem nach, was du siehst, mach alles deinem Pinsel Untertan, aber lerne bei allem nach dem Gedanken suchen, der ihm innewohnt, und spüre besonders dem hohen Geheimnis der Schöpfung nach. Selig der Erwählte, der es besitzt. Für ihn gibt es keinen niedrigen Gegenstand in der Natur. Der schöpferische Künstler ist im Winzigen ebenso groß wie im Großen; selbst im Verachteten ist bei ihm nichts Verächtliches mehr, denn die schöne Seele dessen, der es gestaltet hat, schimmert durch alles hindurch und gibt auch dem Verächtlichen einen erhabenen Ausdruck, denn es ist durch das Fegefeuer seiner Seele hindurchgegangen. Eine Andeutung auf das göttliche, himmlische Paradies ist für den Menschen in der Kunst enthalten, und sie ist schon darum höher als alles andere. Und sovielmal höher die feierliche Stille ist als alle Unruhe der Welt, die Schöpfung höher ist als die Zerstörung, der Engel allein schon durch die reine Unschuld seiner lichten Seele höher ist als alle unabsehbare Streitmacht und aller stolze Eifer Satans – sovielmal höher als alles andere auf der Welt ist die erhabene Schöpfung der Kunst. Bringe ihr alles zum Opfer und liebe sie mit aller Leidenschaft – nicht mit der Leidenschaft, die irdische Begierde atmet, sondern

Telegram @shabarsbibliothek

mit stiller, himmlischer Leidenschaft; ohne sie vermag der Mensch sich nicht über das Irdische zu erheben und die wunderbare Botschaft des Seelenfriedens zu verkünden. Denn zur Befriedung und zur Versöhnung aller steigt die erhabene Schöpfung der Kunst auf die Erde herab. Nicht das Murren will sie die Seele lehren, sondern sie strebt ewig in klingendem Gebet zu Gott. Doch es gibt Augenblicke, dunkle Augenblicke ...‹

Er hielt inne, und ich bemerkte, daß er sich verfinsterte, als zöge eine flüchtige Wolke über sein heiteres Antlitz hin.

›Es gibt da eine Begebenheit in meinem Leben‹, sagte er. ›Ich bin mir bis heute nicht im klaren, was das für ein Modell gewesen ist, nach dem ich damals ein Bildnis malte. Es muß eine Art Teufelserscheinung gewesen sein. Ich weiß, die Welt bestreitet die Existenz des Teufels, und will darum nicht von ihm sprechen. Ich will nur sagen, ich malte das Bildnis mit Widerwillen und empfand keinerlei Liebe zu meiner Arbeit. Ich wollte mich zwingen, mich überwinden, alles in mir ersticken und nichts als ein naturgetreues Abbild schaffen. Es war keine Schöpfung der Kunst, und sein Anblick löste darum bei allen nur Beunruhigung, inneren Aufruhr aus – nicht die Gefühle, die der Künstler weckt, denn ein Künstler verströmt auch in der Unruhe Frieden. Man hat mir erzählt, dieses Porträt wechsle in einem fort den Besitzer und lasse quälende Unrast aufkommen, wecke Neid und Haß gegen den Bruder, die böse Begierde, zu

Telegram @shabarsbibliothek

verfolgen, zu unterdrücken. Behüte dich der Herr vor solchen Leidenschaften! Es gibt nichts Schrecklicheres als sie. Besser, man erduldet die ganze Bitterkeit einer möglichen Verfolgung, als daß man darauf sinnt, sie andere erdulden zu lassen. Bewahre dir die Reinheit deiner Seele. Wer Talent in sich birgt, dessen Seele muß reiner als alle anderen sein. Anderen wird vieles vergeben werden, ihm nicht. Ein Mann, der sein Haus in hellem Feiertagsgewand verläßt, braucht nur von einem Wagen bespritzt zu werden, nur einen einzigen Schmutzfleck abzubekommen, und schon umringt ihn das Volk, zeigt mit dem Finger auf ihn und nennt ihn einen Schmutzfinken, während es die vielen Flecken an denen, die in Alltagskleidung vorüberkommen, nicht bemerkt, denn auf der Alltagskleidung fallen Flecken nicht auf.‹

Er segnete mich und schloß mich in seine Arme. Mit einer Ehrfurcht, die mehr als bloßes Sohnesgefühl war, sank ich an seine Brust und küßte ihn auf das herab wallende silberne Haar. Eine Träne blitzte in seinen Augen.

›Erfülle mir eine Bitte, mein Sohn‹, sagte er im Augenblick des Abschieds zu mir. ›Vielleicht siehst du zufällig irgendwo jenes Porträt, von dem ich dir erzählt habe. Du wirst es sofort an den ungewöhnlichen Augen und ihrem übernatürlichen Ausdruck erkennen. Vernichte es um jeden Preis.‹

Urteilen Sie selbst, mußte ich ihm nicht schwören,

Telegram @shabarsbibliothek

diese Bitte zu erfüllen! Fünfzehn Jahre lang war mir nichts begegnet, auf das die Beschreibung auch nur einigermaßen paßte, die mir mein Vater gegeben hatte, und plötzlich entdecke ich hier, auf dieser Auktion ...«

Hier wandte sich der Maler, ohne zu vollenden, mit dem Gesicht zur Wand, um nochmals einen Blick auf das Porträt zu werfen. Dasselbe tat im gleichen Augenblick die Schar der Zuhörer – ihre Augen suchten nach dem ungewöhnlichen Porträt. Doch zum größten Erstaunen aller befand es sich nicht mehr an der Wand. Ein Raunen und Murmeln durchlief die Menge, bis jemand schließlich klar und deutlich sagte: »Gestohlen.« Irgendwer hatte sich die Aufmerksamkeit, mit der die Menge der fesselnden Erzählung folgte, zunutze gemacht und das Bild entwendet. Und noch lange waren sich die Anwesenden nicht recht einig, ob sie die ungewöhnlichen Augen wirklich gesehen hatten oder ob alles nur ein Spuk gewesen war, der ihre vom Anschauen alter Bilder ermüdeten Augen genarrt hatte.

Telegram @shabarsbibliothek

Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen

3. Oktober

Heute hatte ich ein ungewöhnliches Abenteuer. Ich stand morgens ziemlich spät auf, und als Mawra meine geputzten Schuhe hereinbrachte, fragte ich sie, wieviel Uhr es sei. Ich erfuhr, daß es längst zehn geschlagen hatte, und zog mich so schnell wie möglich an. Offen gestanden, ich wäre am liebsten gar nicht ins Departement gegangen, da ich im voraus wußte, welch saure Miene unser Abteilungsleiter machen würde. Schon seit langem pflegt er mir zu sagen: »Was herrscht in deinem Kopf nur für ein ewiger Wirrwarr, Verehrter? Du hastest mitunter wie ein Besessener umher, bringst die Akte oft so durcheinander, daß sich kein Teufel darin zurechtfindet, setzt in der Überschrift einen kleinen Buchstaben ein und fuhrst weder Datum noch Nummer an.« Der verdammte Kerl! Wahrscheinlich ist er auf mich neidisch, weil ich im Arbeitszimmer des Direktors sitze und die Federkiele für Seine Exzellenz beschneide. Mit einem Wort, ich wäre nicht in das Departement gegangen, hätte ich nicht gehofft, den Kassenverwalter zu treffen und diesem Geizhals womöglich doch noch etwas Vorschuß abzubetteln, und sei es nur ganz wenig.

Telegram @shabarsbibliothek

Das ist erst eine Kreatur! Der und das Monatsgehalt im voraus bezahlen? Herrgott im Himmel, da bräche eher der Jüngste Tag an! Und selbst wenn du bettelst, und selbst wenn du dich auf den Kopf stellst, und selbst wenn du noch so sehr in Not bist – der grauhaarige Satan rückt nichts heraus. Dabei bezieht er zu Haus Ohrfeigen von seiner Köchin. Das weiß jeder. Ich sehe keinen Vorteil darin, Beamter in einem Departement zu sein. Man hat keinerlei Hilfsquellen. Bei der Gouvernementsverwaltung zum Beispiel, bei den Gerichts- und Finanzbehörden liegen die Dinge ganz anders. Da drückt sich einer in der äußersten Ecke herum und schreibt was. Der Frack, den er trägt, ist abscheulich, die Schnauze so, daß man ausspucken möchte, aber schau dir an, was für ein Haus er in der Sommerfrische mietet! Mit einer vergoldeten Porzellantasse brauchst du ihm gar nicht erst zu kommen. »Das sind Geschenke für einen Doktor«, sagt er. Seine Preislage sind zwei Traber, eine Kutsche oder ein Biber im Werte von dreihundert Rubel. Er macht einen bescheidenen Eindruck. Er kann so zartfühlend fragen: »Würden Sie mir Ihr Messerchen leihen, damit ich mein Federkielchen beschneiden kann«, plündert aber den Bittsteller aus bis aufs Hemd. Allerdings ist der Dienst bei uns dafür vornehm. Überall herrscht eine solche Sauberkeit, wie man sie nie im Leben in einer Gouvernementsverwaltung antreffen wird; die Schreibtische sind aus Mahagoni, und alle Vorgesetzten *siezen* die Untergebenen. Ja, ich gestehe,

Telegram @shabarsbibliothek

wäre es bei uns nicht so vornehm, ich hätte dem Departement längst den Rücken gekehrt.

Ich zog den alten Mantel an und nahm meinen Schirm, denn draußen goß es in Strömen. Kein Mensch war auf den Straßen zu sehen – allenfalls ein paar Weiber aus dem Volk mit über den Kopf gezogenem Rock, Kaufleute mit Schirmen und Kuriere. Von uns Höherstehenden traf ich nur einen einzigen – einen Beamten. Ich erblickte ihn an einer Straßenkreuzung. Als ich ihn sah, sagte ich mir sogleich: He, mein Freund, du willst nicht ins Departement, o nein, du eilst nur jener nach, die vor dir hertrippelt, und schaust ihr auf die Beine. Was doch unsereins, der Beamte, für ein Schwerenöter ist! Er steht, wahrhaftig, hinter keinem Offizier zurück: Kaum kommt so eine mit Hütchen daher, gleich bändelt er mit ihr an. Während ich das dachte, fuhr vor einem Laden, an dem ich gerade vorüberkam, ein Wagen vor. Ich erkannte ihn sofort – es war der Wagen unseres Direktors. Was wollte er in dem Laden? fragte ich mich. Es ist bestimmt seine Tochter. Ich drückte mich an die Wand. Der Lakai *öffnete* den Wagenschlag, und sie flatterte wie ein Vögelchen heraus. Und als sie sich dann umsah, einmal nach rechts, einmal nach links, und ihre Augen und Brauen an mir vorüberflimmerten ... Herrgott im Himmel, ich war verloren, rettungslos verloren! Wozu fuhr sie bei diesem Wetter aus? Da sage einer noch, die Frauen hingen nicht leidenschaftlich an all diesem Flitter! Sie erkannte mich nicht; ich mummte

Telegram @shabarsbibliothek

mich auch absichtlich so gut wie möglich ein, denn mein Mantel war reichlich verschmutzt und auch von altmodischem Schnitt. Man trägt heute Mäntel mit Schalkragen, während ich zwei kurze übereinander hatte; außerdem war auch der Stoff nicht dekatiert. Ihr Hündchen hatte nicht rasch genug durch die Ladentür gefunden und blieb auf der Straße zurück. Ich kenne dieses Hündchen. Es heißt Maggy. Es verging keine volle Minute, als ich plötzlich ein dünnes Stimmchen neben mir hörte: »Guten Tag, Maggy!« Nanu? Wer hatte da gesprochen? Ich sah mich um und erblickte zwei Damen, die unter einem Regenschirm vorübergingen, eine alte und eine ganz junge. Sie waren aber schon vorbei, als ich aufs neue neben mir sagen hörte: »Das war nicht schön von dir, Maggy!« Was zum Teufel sollte das? Ich sah, daß sich Maggy und ein Hündchen, das hinter den Damen herlief, beschnupperten. Oho, sagte ich mir, genug jetzt, bin ich vielleicht betrunken? Doch so etwas kommt bei mir, möchte ich meinen, selten genug vor. »Nein, Fidèle, das darfst du von mir nicht glauben« – ich sah mit eigenen Augen, daß Maggy das sagte –, »ich bin, wau, wau, ich bin, wau, wau, wau, sehr krank gewesen!« Ach, du verdammtes Hündchen! Ich muß gestehen, ich war zuerst sehr erstaunt, als ich es sprechen hörte wie einen Menschen. Später jedoch, als ich's mir recht überlegte, wunderte ich mich nicht mehr. In der Tat, es hatten sich auf dieser Welt schon zahlreiche ähnliche Fälle ereignet. Man erzählt, in Eng-

Telegram @shabarsbibliothek

land sei ein Fisch an die Oberfläche gekommen und habe ein paar Worte in einer so sonderbaren Sprache gesagt, daß die Gelehrten sich schon drei Jahre den Kopfzerbrechen, sie zu enträtseln, es aber bis auf den heutigen Tag nicht geschafft haben. Auch von zwei Kühen habe ich in der Zeitung gelesen: Sie seien in einen Laden gekommen und hätten ein Pfund Tee verlangt. Sehr erstaunt aber war ich, wie ich gestehe, als Maggy sagte: »Ich habe dir geschrieben, Fidèle. Wahrscheinlich hat es Polkan versäumt, dir meinen Brief zu überbringen!« Ich will kein Gehalt mehr bekommen, wenn ich je im Leben gehört habe, daß Hunde schreiben können! Richtig schreiben kann nur der Adlige. Nun ja, gewiß, auch Kaufleute und Handlungsgehilfen, ja selbst Leibeigene schreiben manchmal; aber sie schreiben meist mechanisch – kein Komma, kein Punkt, kein Stil.

Ich war ehrlich erstaunt. Ich muß gestehen, ich höre und sehe seit kurzem gelegentlich Dinge, die vor mir noch niemand gehört oder gesehen hat. Du gehst mal dem Hündchen nach, sagte ich mir, und bringst in Erfahrung, was es nun mit ihm auf sich hat und was es denkt.

Ich spannte meinen Schirm auf und folgte den beiden Damen. Sie gingen durch die Gorochowaja, bogen in die Mestschanskaja, dann in die Stoljarnaja ein, kamen schließlich zur Kokuschkin-Brücke und blieben vor einem großen Haus stehen. Das Haus kennst du doch,

Telegram @shabarsbibliothek

sagte ich mir. Es ist das Swerkowsche Haus. Ist das *ein* Kasten! Was alles für Leute in ihm wohnen – wie viele Köchinnen, wie viele Fremde! Und erst von unsereinem, von den Beamten! Von ihnen gibt es dort so viele wie Sand am Meer; einer hockt auf dem anderen. Auch ich habe da einen guten Bekannten, der ausgezeichnet Trompete bläst. Die Damen stiegen zum vierten Stock hinauf. Gut, sagte ich mir, ich folge ihnen jetzt nicht, aber ich merke mir, wo es ist, und mache mir das bei der ersten Gelegenheit zunutze.

4. Oktober

Heute ist Mittwoch, und ich mußte aus diesem Grunde ins Arbeitszimmer unseres Chefs. Ich kam absichtlich ein bißchen früher, setzte mich hin und schnitt alle Federkiele zurecht. Unser Direktor muß ein äußerst kluger Mann sein. Sein Arbeitsraum ist ganz mit Bücherschränken vollgestellt. Ich sah mir ein paar Titel an – lauter Gelehrtheit, eine Gelehrtheit, daß unsereins einfach nicht mit kann: alles entweder deutsch oder französisch geschrieben. Man braucht nur sein Gesicht zu sehen – puh, welcher Hochmut ihm aus den Augen strahlt! Ich habe noch nie erlebt, daß er ein überflüssiges Wort gesagt hätte. Allenfalls fragt er, wenn man ihm die Papiere bringt: »Wie ist denn draußen das Wetter?« – »Feucht, Euer Exzellenz!« Ja, mit dem kann sich unser-

Telegram @shabarsbibliothek

eins nicht vergleichen! Staatsmannformat! Indessen merke ich: Er hat mich besonders gern. Wenn doch auch seine Tochter ... Ha, welch ruchloser Gedanke ... Aber schon gut, schon gut, ich schweige! Ich las die ›Ptscholka‹. Was die Franzosen doch für ein dummes Volk sind! Was wollen sie eigentlich? Bei Gott, man sollte ihnen allen, durch die Bank, eine gehörige Tracht Prügel verabfolgen! Dort las ich ebenfalls eine sehr nette Beschreibung von einem Ball, ein Gutsbesitzer aus der Gegend von Kursk war der Verfasser. Die Gutsbesitzer aus dieser Gegend schreiben alle gut. Danach bemerkte ich, daß es bereits halb eins war und ›der Unsere‹ sein Schlafzimmer immer noch nicht verlassen hatte. Gegen halb zwei aber ereignete sich etwas, das keine Feder zu beschreiben vermag. Die Tür ging auf, ich glaubte, der Direktor komme, und sprang mit meinen Papieren vom Stuhle auf; doch nein – es war sie, sie höchstpersönlich! Herrgott im Himmel, was für ein Kleid sie anhatte – weiß wie Schwanengefieder – die Sonne, wahrhaftig, die Sonne selbst! Sie verneigte sich und fragte: »Ist Papa noch nicht hiergewesen?« Ei, ei, ei, was für eine Stimme! Wie ein Kanarienvogel, bei Gott, wie ein Kanarienvogel! Euer Exzellenz, wollte ich schon sagen, lassen Sie mich's nicht büßen; wünschen Sie aber dennoch, daß ich gerichtet werde, dann bitte nur von Ihrem Händchen, von Ihrem Generalstochterhändchen. Doch hol's der Teufel, die Zunge gehorchte mir nicht, und ich entgegnete nur: »Leider nein.« Sie sah erst mich,

Telegram @shabarsbibliothek

dann all die Bücher an und ließ das Taschentuch fallen. Ich stürzte Hals über Kopf hin, rutschte auf dem verdammten Parkett aus und hätte mir bald die Nase blutig geschlagen; ich konnte mich gerade noch halten und hob das Taschentuch auf. Himmel, welch ein Taschentuch! Zartester Batist – Ambra, die reinste Ambra! Ein einziger Generalstochterduft! Sie bedankte sich, lächelte fast unmerklich, sie verzog dabei kaum ihre Honiglippen, und ging. Ich blieb noch eine Stunde sitzen, bis plötzlich ein Lakai erschien und sagte: »Gehen Sie ruhig nach Hause, Aksenti Iwanowitsch, der Herr ist längst weggefahren!« Ich kann die Zunft der Lakaien nicht ausstehen – ewig lümmeln sie sich im Vorzimmer und nicken einem nicht einmal zu. Doch nicht genug damit – eine von diesen Kanaillen hatte eines Tages sogar den Einfall, mir, ohne sich zu erheben, von seinem Tabak anzubieten. Ja, weißt du auch, du Dummkopf, du Knecht, daß ich Beamter und adliger Herkunft bin! Ich nahm also meinen Hut, zog mir allein den Mantel an, denn diese Herrschaften würden ihn unsereinem auf keinen Fall reichen, und ging. Zu Hause lag ich größtenteils auf dem Bett. Dann schrieb ich ein paar sehr hübsche Verse für mich ab: ›Eine Stunde ohne Liebste / Scheint mir wie ein Jahr so lang; / Und verhaßt ist mir mein Leben / Wie ertrag ich's, frag ich bang.‹ Muß wohl von Puschkin sein. Abends mummte ich mich in meinen Mantel ein, ging vor das Haus Ihrer Exzellenz und wartete lange, ob sie nicht ausfahren werde, um sie

Telegram @shabarsbibliothek

noch einmal zu sehen; doch vergebens – sie fuhr nicht aus.

6. November

Der Abteilungsleiter macht mich rasend. Als ich ins Departement kam, rief er mich zu sich und fragte: »Also, sage mir gefälligst, was tust du?« – »Wieso – was ich tue? Ich tue gar nichts«, entgegnete ich. »So denk doch einmal nach! Du bist bereits über vierzig – wird Zeit, daß du ein bißchen schlauer wirst. Was bildest du dir ein? Du glaubst wohl, ich kenne deine Streiche nicht? Du stellst der Direktorstochter nach! So sieh dich doch einmal an und frage dich, was du bist! Eine Null bist du, weiter nichts. Hast keine Kopeke in der Tasche. Schau dir doch wenigstens dein Gesicht im Spiegel an – wie kannst du an so etwas auch nur denken!« Hol's der Teufel! Weil sein Gesicht an eine Arzneiphiole erinnert, auf seinem Kopf ein paar Haare sprießen, die er zu einem Büschel zusammenzwirbelt, weil er den Kopf hoch trägt und ihn mit irgendeiner Pomade einreibt, glaubt er wohl, daß er allein alles darf. Ich verstehe, ich verstehe schon, warum er sich über mich ärgert. Er beneidet mich; er hat vielleicht die Zeichen des Wohlwollens bemerkt, das vorzugsweise mir entgegengebracht wird. Ich pfeife auf ihn! Ein Hofrat – was das schon ist! Läßt die goldene Uhrkette sehen und bestellt sich Stiefel zu

Telegram @shabarsbibliothek

dreißig Rubel das Paar – ja, hol ihn der Teufel! Bin ich vielleicht irgendwer, stamm' ich vielleicht von irgendeinem Schneider ab, von einem Unteroffizier? Ich bin Adliger. Auch ich kann mich hinaufdienen. Ich bin erst zweiundvierzig Jahre alt – ein Alter, in dem die dienstliche Laufbahn eigentlich erst beginnt. Warten wir ab, mein Freund! Auch ich werde eines Tages vielleicht noch Oberst und, so Gott will, sogar einiges mehr. Ich werde in einem Rufe stehen, der besser ist als der deine. Wie kommst du darauf, dir einzubilden, daß es keinen anständigen Menschen außer dir gibt? Ich brauche nur einen modisch geschnittenen Frack von Rutsch und eine Krawatte, wie du sie trägst, und du kannst mir nicht das Wasser reichen. Das ganze Unglück ist – es fehlt mir an Geld.

8. November

Bin im Theater gewesen. Man spielte den russischen Tölpel Filatka. Ich habe sehr gelacht. Außerdem wurde ein Vaudeville mit spaßigen Couplets auf die Finanzbeamten, besonders auf einen Kollegienregistrator, aufgeführt; alles war sehr offenherzig geschrieben, so daß ich mich wunderte, wieso die Zensur nicht eingegriffen hat. Von den Kaufleuten wird geradeheraus gesagt, sie betrögen das Volk und ihre Söhne führten ein ausschweifendes Leben und drängten in den Adelsstand. Es ent-

Telegram @shabarsbibliothek

hielt auch ein äußerst spaßiges Couplet auf die Journalisten – sie rissen gern alles herunter, so daß der Autor den Schutz des Publikums erbitte. Sehr unterhaltsame Stücke werden heutzutage geschrieben. Ich gehe gern ins Theater. Kaum klimpern ein paar Münzen in meiner Tasche, halt ich's nicht aus und gehe hin. Und dabei gibt es unter uns Beamten solche Schweine: Sie sind einfach nicht ins Theater zu kriegen – es sei denn, man gibt so einem Kerl eine Freikarte. Eine Schauspielerin sang sehr schön. Ich dachte an ... Ha, welche Kühnheit! ... Aber schon gut, schon gut, ich schweige.

9. November

Ich ging um acht Uhr ins Departement. Der Abteilungsleiter nahm von meinem Kommen keine Notiz. Auch ich tat meinerseits, als wäre zwischen uns nichts vorgefallen. Sah Papiere durch und verglich sie. Um vier war ich wieder draußen. Kam an der Wohnung des Direktors vorbei, doch es war niemand zu sehen. Lag nach dem Mittagessen größtenteils auf dem Bett.

11. November

Heute wieder im Arbeitszimmer des Direktors gesessen und dreiundzwanzig Federkiele für ihn zugeschnitten;

Telegram @shabarsbibliothek

außerdem – ei, ei, ei – vier für sie, für Ihre Exzellenz. Er hat es sehr gern, wenn möglichst viele Federkiele bereitstehen. Hu, muß das ein Kopf sein! Immerfort schweigt er, während er im stillen, wie ich annehme, immerfort überlegt. Ich möchte gern wissen, woran er am häufigsten denkt, was alles in diesem Kopfe ausgeheckt wird. Ich möchte mir das Leben dieser Herrschaften, all ihre Ränke und höfischen Machenschaften gern einmal näher ansehen. Wie sie sind und was sie in ihrem Kreise treiben – das ist es, was ich wissen möchte! Ich habe mir schon mehrmals vorgenommen, eine Unterhaltung mit Seiner Exzellenz anzuknüpfen, doch, weiß der Teufel, die Zunge gehorcht mir nicht – ich kann gerade noch sagen, ob's draußen kalt ist oder warm, aber mehr will mir einfach nicht über die Lippen. Wie gern würde ich mich in dem Empfangszimmer umschauen, in das man gelegentlich durch die offene Tür einen Blick werfen kann, und auch in dem Zimmer, das dahinter liegt. Hach, welch prächtige Ausstattung! Was für Spiegel, was für Porzellane! Und wie gern möchte ich dort hineinschauen, in jenen Teil der Zimmer, der Ihrer Exzellenz gehört – das ist es, was mich lockt. In das Boudoir zum Beispiel mit all den Näpfchen und Gläschen, die dort herumstehen, den Blumen, die man nicht anzuhauchen wagt, den lässig hingeworfenen Kleidern, die eher an Luft erinnern als an Kleider. Wie gern möchte ich einen Blick in das Schlafzimmer tun ... Ich bilde mir ein, dort werden erst Wunder zu sehen

Telegram @shabarsbibliothek

sein! Ein Paradies, stell ich mir vor, das es nicht einmal im Himmel gibt! Den Schemel sehen, auf den sie, morgens beim Aufstehen, ihr Füßchen setzt, sehen, wie sie den schneeweißen Strumpf über dies Füßchen streift! ... Ei, ei! Aber schon gut, schon gut, ich schweige.

Trotz allem kam mir heute so etwas wie eine Erleuchtung. Ich besann mich auf die Unterhaltung der beiden Hündchen, die ich auf dem Newski Prospekt erlauscht hatte. Gut, sagte ich mir, ich werde mir Klarheit verschaffen. Ich muß mich der Korrespondenz bemächtigen, die diese garstigen Hündchen miteinander geführt haben. Daraus wird sicherlich einiges zu erfahren sein. Ich gestehe, ich rief eines Tages Maggy sogar heran und sagte: »Hör zu, Maggy, wir sind jetzt ganz allein. Wenn du willst, schließ ich sogar die Tür, damit uns niemand sieht – erzähle mir alles, was du von deiner Herrin weißt, wie sie ist und was sie denkt. Ich schwöre dir, daß ich es niemandem verraten werde.« Aber das schlaue Hündchen zog nur den Schwanz ein, schrumpfte zu halber Größe zusammen und verschwand, als hätte es nichts gehört, leise durch die Tür. Ich hatte schon längst den Verdacht, daß der Hund bedeutend klüger ist als der Mensch; ich war sogar überzeugt, daß er sprechen kann und nur aus einer Art Eigensinn nicht will. Er ist ein außerordentlicher Schlaukopf – er sieht alles, er beobachtet jeden Schritt, den der Mensch tut. Nein, ich gehe auf jeden Fall gleich morgen in das Swerkowsche Haus, befrage Fi-

Telegram @shabarsbibliothek

dèle und nehme ihr, wenn es gelingt, die Briefe fort, die sie von Maggy bekommen hat.

12. November

Machte mich um zwei Uhr nachmittags auf, um zu Fidèle zu gehen und sie unbedingt zu befragen. Der Kohlgeruch, der aus allen Kramläden der Mestschanskaja-Straße dringt, ist mir ein Greuel; dazu schlägt einem aus jedem Torweg ein solcher Gestank entgegen, daß ich mir die Nase zuhielt und rannte, was mich die Beine trugen. Außerdem verpesten die Werkstätten der niederträchtigen Handwerker die Straße mit so viel Ruß und Rauch, daß ein vornehmer Mensch hier einfach nicht Spazierengehen kann. Als ich den fünften Stock erreichte und klingelte, kam ein Mädchen heraus, sommersprossig, aber nicht übel anzuschauen. Ich erkannte sie. Es war dieselbe, die ich mit der Alten getroffen hatte. Sie errötete ein wenig, und ich verstand sogleich: Du, meine Teuerste, willst einen Freier. »Was wünschen Sie?« fragte sie mich. »Ich muß mit Ihrem Hündchen sprechen.« Das Mädchen war dumm! Ich merkte sofort, daß es dumm war! In diesem Augenblick kam bellend das Hündchen angesprungen. Ich wollte es greifen, doch das abscheuliche Tier schnappte nach meiner Nase. Immerhin erblickte ich in der Ecke sein Körbchen. Das war genau, was ich brauchte. Ich trat

Telegram @shabarsbibliothek

darauf zu, durchwühlte das Stroh in dem hölzernen Kistchen und zog zu meinem größten Vergnügen ein mäßig dickes Päckchen kleiner Papiere hervor. Das garstige Hündchen sah es und biß mich in die Wade. Als es aber merkte, daß ich die Papiere an mich genommen hatte, fing es an zu winseln und mich zu umschmeicheln, doch ich sagte: »Nein, meine Liebe, leb wohl!« und stürzte davon. Ich glaube, das Mädchen hielt mich für einen Verrückten, denn es war äußerst erschrocken. Zu Hause angelangt, wollte ich mich gleich an die Arbeit machen und die Briefe sichten, denn bei Kerzenlicht seh ich ein bißchen schlecht. Aber Mawra hatte sich in den Kopf gesetzt, die Fußböden zu scheuern. Diese albernen Finninnen bekommen ihren Sauberkeitsfimmel immer zur unrechten Zeit. Ich ging also spazieren und überdachte das Geschehene. Jetzt würde ich endlich von allen Angelegenheiten erfahren, von allen Plänen, allen Beweggründen ihres Tuns, und allem auf die Spur kommen. Diese Briefe würden mir alles eröffnen. Die Hunde sind ein kluges Volk, sie kennen sich in den politischen Zusammenhängen aus, so daß ich in den Briefen vermutlich finden werde, was ich brauche – ein Lebensbild und eine Beschreibung aller Angelegenheiten dieses großen Mannes. Sie werden auch einiges von der enthalten, die mir ... Aber schon gut, schon gut, ich schweige! – Kam gegen Abend nach Hause. Lag größtenteils auf dem Bett.

Telegram @shabarsbibliothek

So, sehen wir uns alles an! Der Brief ist ziemlich deutlich geschrieben. Immerhin sieht die Handschrift wie die eines Hundes aus. Aber lesen wir!

»Liebe Fidèle, ich kann mich noch immer nicht an Deinen spießbürgerlichen Namen gewöhnen. Konnten sie Dir denn wirklich keinen anderen geben? Fidèle, Rosa – wie abgeschmackt das klingt! Aber lassen wir das beiseite. Ich freue mich sehr, daß wir auf den Gedanken gekommen sind, einander zu schreiben.«

Der Brief ist orthographisch richtig geschrieben. Sogar die Interpunktion und die Groß- und Kleinschreibung stimmen. So kriegt's nicht einmal unser Abteilungsleiter hin, obwohl er an irgendeiner Universität studiert haben will. Sehen wir, was weiter kommt!

»Mir scheint, seine Gedanken, Gefühle und Eindrükke mit jemand zu teilen ist eines der höchsten Güter auf dieser Erde.«

Hm! Der Gedanke stammt aus einem Buch, das aus dem Deutschen übersetzt ist. Auf den Titel kann ich mich nicht besinnen.

»Ich spreche aus Erfahrung, obwohl ich in der Welt nicht weit herumgekommen bin – nicht weiter als bis vor unser Haustor. Ist mein Leben nicht ein einziges Vergnügen? Meine Herrin, die von Papa Sophie gerufen wird, liebt mich besinnungslos.«

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

Ei, ei! Aber schon gut, schon gut, ich schweige!

»Auch Papa liebkost mich sehr oft. Ich trinke Tee und Kaffee mit Sahne. Ach, ma chère, ich muß Dir sagen, aus großen benagten Knochen, wie sie unser Polkan in der Küche frißt, mache ich mir gar nichts. Gut sind nur die Knochen vom Wild, aber auch die nur, wenn noch niemand das Mark aus ihnen herausgesogen hat. Sehr empfehlenswert ist es, mehrere Soßen zu mischen, vorausgesetzt allerdings, daß keine Kapern und kein Grünzeug dabei sind; doch das Übelste, was ich kenne, ist die Gewohnheit, Hunden Brotkügelchen zu geben. Da sitzt irgend so ein Herr am Tisch, der allerlei Zeug mit seinen Händen angefaßt hat, knetet mit diesen Händen Kügelchen aus Brot, ruft dich heran und schiebt dir ein Kügelchen zwischen die Zähne. Ablehnen kann man nicht, sieht irgendwie unhöflich aus, und man schluckt's, angewidert, aber man schluck's …«

Aber das ist doch weiß der Teufel was! So ein Unsinn! Als gäbe es keinen besseren Gegenstand, über den man schreiben kann. Sehen wir uns die nächste Seite an! Vielleicht findet sich da etwas Vernünftigeres.

»Ich bin sehr gern bereit, Dich über alles, was sich bei uns ereignet, auf dem laufenden zu halten. Ich habe Dir schon dies und das von unserem eigentlichen Herrn geschrieben, den Sophie Papa nennt. Das ist ein äußerst merkwürdiger Mensch.«

Na endlich! Hab' ich es doch gewußt – sie haben für

Telegram @shabarsbibliothek

alles einen politischen Blick. Sehen wir uns also an, wie es sich mit Papa verhält!

»... ein äußerst merkwürdiger Mensch. Gewöhnlich schweigt er. Er spricht sehr selten; vor einer Woche allerdings redete er ununterbrochen mit sich selbst: ›Bekomme ich ihn, oder bekomm ich ihn nicht?‹ Nimmt ein Papierchen in die eine Hand, ballt die andere leer zusammen und fragt: ›Bekomme ich ihn, oder bekomm ich ihn nicht?‹ Eines Tages wandte er sich sogar an mich: ›Was meinst du, Maggy? Bekomme ich ihn, oder bekomm' ich ihn nicht?‹ Ich verstand nicht das geringste, beschnupperte seinen Schuh und trollte mich. Später, ma chère, es war eine Woche danach, sah ich Papa im höchsten Grade erfreut. Den ganzen Vormittag kamen allerlei Herren in Uniform zu ihm und beglückwünschten ihn – wozu, weiß ich nicht. Bei Tisch war er so heiter wie noch nie, sprudelte Anekdoten hervor, hob mich am Ende hoch, hielt mich an seinen Hals und fragte: ›Schau dir das an, Maggy, weißt du auch, was das ist?‹ Ich sah nur irgendein Bändchen. Ich schnupperte daran, vermochte aber keinerlei Wohlgeruch an ihm zu bemerken; schließlich leckte ich daran – es schmeckte ein wenig salzig.«

Hm! Dieses Hündchen scheint mir denn doch ... Soll es sich vorsehen, daß es keine Prügel bezieht! Aha! Er ist also ehrsüchtig! Gut, nehmen wir das zur Kenntnis.

»Leb wohl, ma chère, ich muß jetzt ...« Et cetera, et cetera. »Den Brief werde ich morgen beenden. – Guten

Telegram @shabarsbibliothek

Tag also, ich stehe wieder zu Deiner Verfügung. Heute war meine Herrin Sophie ...«

Aha! Also gut, hören wir uns an, was mit Sophie war. Hach, verdammt! Aber schon gut, schon gut ... Fahren wir fort!

»... war meine Herrin Sophie im höchsten Grade durcheinander. Sie wollte zu einem Ball, und ich freute mich darauf, in ihrer Abwesenheit an Dich schreiben zu können. Meine Sophie fährt schrecklich gern zu Bällen, obwohl sie sich beim Anziehen fast immer ärgert. Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, wieso es ein Vergnügen sein soll, zu einem Ball zu fahren, ma chère. Sophie kommt meist um sechs Uhr morgens vom Ball zurück, und ich errate fast immer aus ihrem blassen und schmalen Gesicht, daß man der Ärmsten nichts zu essen gegeben hat. Ich muß gestehen, das wäre kein Leben für mich. Wenn man mir keine Soße mit Rebhuhn oder gebratene Hühnerflügelchen vorsetzt, bin ich außer mir. Etwas Gutes ist auch Soße mit Brei, während Mohrrüben, Kohlrüben oder Artischocken nie etwas taugen ...«

Ein äußerst ungleichmäßiger Stil. Man sieht sogleich, daß das kein Mensch geschrieben hat. Fängt ganz vernünftig an und endet mit Hundesachen ... Aber sehen wir uns noch so ein Briefchen an! Scheint etwas lang. Hm! Und auch das Datum fehlt.

»Ach, Liebste! Wie sehr sich doch der nahende Frühling bemerkbar macht! Mein Herz klopft, als warte es in einem fort auf etwas. In meinen Ohren ist ein ewiges

Telegram @shabarsbibliothek

Sausen, so daß ich oft minutenlang an einer Tür stehe und mit erhobener Pfote lausche. Ich will Dir etwas verraten – ich habe viele Courmacher. Ich sitze öfter auf dem Fensterbrett und sehe sie mir an. Ach, wenn Du wüßtest, was es für Vogelscheuchen unter ihnen gibt! Da kommt so eine Art Hofhund daher, plump, aufgeblasen, dumm wie Bohnenstroh – die Dummheit steht ihm ins Gesicht geschrieben –, und bildet sich ein, er sei wunder wer, bildet sich ein, man könne sich an ihm nicht satt sehen. Doch nichts dergleichen. Ich schenkte ihm nicht die geringste Beachtung – als hätt' ich ihn gar nicht gesehen. Und was für eine furchterregende Dogge bleibt manchmal vor meinem Fenster stehen! Wenn dieser Rüde sich auf die Hinterläufe stellen würde, was er, der grobe Kerl, sicherlich gar nicht kann, wäre er einen ganzen Kopf größer als Sophies Papa, der auch von ziemlich hohem Wuchs und wohlbeleibt ist. Dieser Hohlkopf muß ein entsetzlicher Frechling sein. Ich knurrte ihn an – das machte jedoch keinerlei Eindruck auf ihn. Er verzog nicht einmal das Maul, steckte nur seine Zunge heraus, ließ seine riesigen Ohren hängen und starrte weiter zu meinem Fenster hinauf, der ungehobelte Klotz! Doch glaube ja nicht, ma chère, mein Herz sei gegen jede Werbung gefeit – o nein! Ach, könntest du doch den Kavalier sehen, der über den Zaun des Nachbargrundstücks zu uns zu klettern pflegt! Er heißt Tresor. Ach, ma chère, was der für ein Schnäuzchen hat!«

Telegram @shabarsbibliothek

Pfui Teufel! So ein albernes Zeug! Wie kann man einen Brief mit solchen Dummheiten anfüllen! Ich brauche Menschen! Ich will von Menschen hören – es verlangt mich nach einer Nahrung, die meine Seele sättigt und erquickt; statt dessen werden mir solche Belanglosigkeiten vorgesetzt ... Überschlagen wir eine Seite, vielleicht wird es dann besser.

»... Sophie saß am Tisch und nähte. Ich blickte aus dem Fenster, denn ich sehe mir gern die Vorüberkommenden an. Plötzlich erschien ein Lakai und meldete: ›Teplow!‹ – ›Ich lasse bitten‹, rief Sophie, stürzte auf mich und drückte mich an ihr Herz. ›Ach, Maggy, Maggy! Wenn du wüßtest, wer das ist! Er ist Kammerjunker und dunkelhaarig! Und was für Augen er hat! Schwarz, und dennoch funkelnd – wie das Licht.‹ Und Sophie verschwand in ihr Zimmer. Eine Minute darauf trat, jung und mit schwarzem Backenbart, der Kammerjunker ein, stellte sich vor den Spiegel, strich sich die Haare zurecht und sah sich im Zimmer um. Ich knurrte ihn kurz an und setzte mich an meinen Platz. Bald erschien auch Sophie; sie erwiderte seinen Kratzfuß mit einer schelmischen Verbeugung, während ich tat, als merkte ich nichts, und weiter aus dem Fenster blickte; allerdings neigte ich den Kopf ein wenig zur Seite und versuchte zu verstehen, wovon sie sprachen. Ach, ma chère, von was für Dummheiten sie sich unterhielten! Sie erzählten sich, daß eine Dame statt einer vorgeschriebenen Tanzfigur eine andere ausgeführt habe, daß

Telegram @shabarsbibliothek

ein gewisser Bobow in seinem Jabot stark an einen Storch erinnere und beinahe hingefallen wäre, daß eine gewisse Lidina sich einbilde, sie habe blaue Augen, während die in Wirklichkeit grün seien – und dergleichen mehr. Unmöglich, sage ich mir, diesen Kammerjunker mit Tresor auch nur zu vergleichen! Himmel, welcher Unterschied! Erstens hat der Kammerjunker ein völlig glattes, breites Gesicht und um das Gesicht herum einen Backenbart, als wäre es mit einem schwarzen Tuch umwunden – Tresors Schnäuzchen dagegen ist ganz schmal, und auf der Stirn hat er einen weißen Fleck. Mit Tresors Taille kommt die des Kammerjunkers auch nicht mit. Auch die Augen, die Bewegungen, die Manieren sind völlig anders. Ach, welcher Unterschied! Ich verstehe nicht, was sie an diesem Teplow gefunden hat, ma chère. Warum ist sie von ihm so entzückt? ...«

Auch ich bin der Meinung, da stimmt etwas nicht. Unmöglich, daß dieser Kammerjunker sie so behext hat. Aber sehen wir, was weiter kommt!

»Mir scheint, wenn ihr dieser Kammerjunker gefallt, dann wird ihr bald auch jener Beamte gefallen, der bei Papa im Arbeitszimmer sitzt. Ach, ma chère, wenn Du wüßtest, was das für ein Monstrum ist! Geradezu eine Schildkröte im Sack ...«

Welcher Beamte mag damit wohl gemeint sein?

»Sein Familienname ist äußerst seltsam. Er sitzt immer da und schneidet Federkiele zu. Die Haare auf seinem

Telegram @shabarsbibliothek

Kopf erinnern stark an Heu. Papa verwendet ihn meistens für Botengänge ...«

Mir scheint, dieses abscheuliche Hündchen hat mich im Auge! Wieso habe ich Haare wie Heu?

»Sophie muß immer lachen, wenn sie ihn ansieht.«

Du lügst, verdammtes Hündchen! So eine häßliche Sprache! Aber ich weiß ja, daß das alles nur auf Neid zurückzuführen ist. Ich weiß, wessen Machenschaften das sind. Es sind die Machenschaften des Abteilungsleiters. Er hat mir nun einmal unversöhnlichen Haß geschworen, und so versucht er, mir auf Schritt und Tritt zu schaden. Aber sehen wir uns den nächsten Brief an! Dort klärt sich die Sache vielleicht von selber auf.

»Ma chère Fidèle, entschuldige, wenn ich so lange nicht geschrieben habe! Ich war in einem wahren Rausch! Wie richtig hat doch ein Schriftsteller gesagt, die Liebe sei das zweite Leben! Außerdem gehen bei uns im Hause große Veränderungen vor sich. Der Kammerjunker kommt jetzt jeden Tag. Sophie ist bis zum Wahnsinn in ihn verliebt. Papa ist sehr vergnügt. Von unserem Grigori, der die Fußböden kehrt und fast immer mit sich selber redet, hab' ich sogar gehört, daß bald Hochzeit ist. Papa möchte Sophie unbedingt als Frau eines Generals, eines Kammerjunkers oder eines aktiven Obersten sehen ...«

Hol's der Teufel! Ich kann einfach nicht weiterlesen ... In einem fort entweder der Kammerjunker oder ein General. Alles, was es an Gutem auf dieser Welt gibt,

Telegram @shabarsbibliothek

bekommen entweder die Kammerjunker oder die Generale. Kaum hat man einen bescheidenen Schatz für sich entdeckt und will die Hand nach ihm ausstrecken, schon raubt ihn einem ein Kammerjunker oder ein General. Hol sie alle der Teufel! Ich wünschte mir, ich wäre General, doch nicht, um ihre Hand und allerlei anderes zu erlangen, nein General wäre ich gern, um zu sehen, wie sie um mich herumscharwenzeln und was sie alles für höfische Machenschaften und Ränke ersinnen werden. Hinterher würde ich ihnen dann sagen – ich pfeife auf euch alle beide. Hol's der Teufel! Ist schließlich ärgerlich! Ich riß die Briefe des dummen Hündchens in Fetzen.

3. Dezember

Das kann nicht wahr sein. Schwindel! Diese Hochzeit wird nicht zustande kommen. Was hat es schon zu sagen, daß er Kammerjunker ist? Das ist doch weiter nichts als ein Titel, keine Sache, die man sehen oder in die Hand nehmen kann. Schließlich hat er, weil er Kammerjunker ist, noch kein drittes Auge in der Stirn. Und seine Nase ist nicht aus Gold, sondern genau wie meine und die jedes anderen; er kann mit ihr nur riechen, aber nicht essen, nur niesen, aber nicht husten. Ich wollte mir schon wiederholt darüber klarwerden, woher all diese Unterschiede kommen – warum ich Titularrat bin, wieso eigentlich Titularrat? Vielleicht bin ich ein Graf oder ein General

Telegram @shabarsbibliothek

und scheine nur ein Titularrat zu sein. Ich weiß vielleicht selber nicht, wer ich bin. Wie viele Beispiele gibt es allein in der Geschichte: Da lebt irgendein einfacher Mann, nicht einmal adlig, sondern ein ganz gewöhnlicher Kleinbürger oder gar Bauer, und plötzlich stellt sich heraus, er ist ein hoher Würdenträger, ja manchmal sogar ein Herrscher. Wenn sich also mitunter ein Bauer auf diese Weise entpuppt, als was kann sich dann nicht erst ein Adliger entpuppen? Ich komme zum Beispiel plötzlich in Generalsuniform herein – auf der rechten Schulter habe ich eine Epaulette, auf der linken ebenfalls; ein blaues Band läuft von der Schulter hinunter zur Hüfte. Wie? In welcher Tonart würde dann meine Schöne zu flöten beginnen! Und was würde erst der Papa, unser Direktor, dazu sagen! Oh, er ist äußerst ehrsüchtig! Er ist Freimaurer, er ist bestimmt Freimaurer, wenn er sich auch verstellt. Ich habe gleich gemerkt, daß er Freimaurer ist – reicht er jemandem die Hand, dann streckt er immer nur zwei Finger aus. Ja, kann ich vielleicht nicht auf der Stelle zum Generalgouverneur, zum Intendanten oder zu sonst was ernannt werden? Ich möchte wissen, wieso ich Titularrat bin. Wieso gerade Titularrat?

5. Dezember

Las heute den ganzen Morgen Zeitungen. Sonderbare Dinge gehen in Spanien vor. Ich konnte mich nicht

Telegram @shabarsbibliothek

einmal ganz in ihnen zurechtfinden. Einerseits heißt es, der Thron sei abgeschafft, andererseits wieder, die Stände befänden sich wegen der Wahl des Nachfolgers in einer schwierigen Lage; aus diesem Grunde seien auch Unruhen ausgebrochen. Das alles erscheint mir reichlich sonderbar. Wie kann ein Thron überhaupt abgeschafft werden? Man sagt, eine Donja solle ihn besteigen. Eine Donja kann keinen Thron besteigen. Auf keinen Fall. Auf den Thron gehört ein König. Es heißt jedoch, es sei kein König da. Das kann es doch gar nicht geben, daß kein König da ist! Ein Staat muß einen König haben. Der König ist auch da, nur hält er sich irgendwo an unbekannter Stelle auf. Er ist vielleicht sogar im Lande, und nur familiäre Gründe, vielleicht auch die Angst vor den Nachbarstaaten, wie etwa Frankreich und anderen, nötigen ihn, sich zu verbergen. Es kann aber auch andere Ursachen haben.

8. Dezember

Ich war schon drauf und dran, ins Departement zu gehen, aber dann hielten mich allerhand Gründe und Überlegungen zurück. Vor allem gingen mir die spanischen Angelegenheiten nicht aus dem Sinn. Wie sollte es möglich sein, daß eine Donja Königin wird? Das wird man nicht zulassen! Erstens wird England das nicht zulassen. Außerdem sind die politischen Faktoren in

Telegram @shabarsbibliothek

ganz Europa zu bedenken – der Kaiser von Österreich, unser Zar ... Ich muß gestehen, diese Ereignisse haben mich so erschüttert und mitgenommen, daß ich mich den ganzen Tag mit nichts beschäftigen konnte. Mawra hielt mir vor, ich sei bei Tisch in höchstem Grade zerstreut gewesen. Und wirklich, ich glaube, ich warf in meiner Zerstreutheit zwei Teller auf den Fußboden, wo sie denn auch in Scherben gingen. Nach dem Essen war ich unten. Konnte zu keinerlei lehrreichen Schlüssen gelangen. Lag später größtenteils auf dem Bett und überdachte die spanischen Angelegenheiten.

Jahr 2000, 43. April

Der heutige Tag ist ein Tag des größten Triumphes! Spanien hat einen König. Er hat sich gefunden. Dieser König bin ich. Ich habe erst heute davon erfahren. Ich muß gestehen, es war wie eine blitzartige Erleuchtung. Ich verstehe nicht, wie ich glauben, wie ich mir einbilden konnte, ich sei Titularrat! Wie konnte sich dieser absurde Gedanke in meinem Kopfe festsetzen? Ein Glück, daß niemand darauf verfallen ist, mich in ein Irrenhaus zu sperren. Nunmehr liegt alles offen vor mir, wie auf der flachen Hand, während ich früher, ich weiß nicht warum, alles wie im Nebel sah. Der Grund ist, meine ich, der, daß die Leute glauben, der Sitz des menschlichen Hirns sei der Kopf; das ist keineswegs so –

Telegram @shabarsbibliothek

in Wirklichkeit trägt es der Wind aus Richtung des Kaspischen Meeres herbei. Zuerst erklärte ich Mawra, wer ich bin. Als sie hörte, sie habe den spanischen König vor sich, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und wäre vor Schreck beinahe gestorben. Das dumme Frauenzimmer hatte noch nie einen spanischen König gesehen. Ich gab mir alle Mühe, sie zu beruhigen und sie in huldreichen Worten von meinem Wohlwollen zu überzeugen; auch sagte ich, daß ich ihr keineswegs böse sei, weil sie mir meine Schuhe manchmal recht schlecht geputzt hatte. Es ist ja schließlich einfaches Volk. Von hohen Dingen kann man mit ihm nicht reden. Sie war erschrocken, weil sie geglaubt hatte, alle Könige von Spanien seien Philipp II. ähnlich. Ich setzte ihr jedoch auseinander, daß zwischen mir und Philipp keinerlei Ähnlichkeit bestehe und daß sich auch kein einziger Kapuziner bei mir befinde ... Im Departement bin ich nicht gewesen. Hol es der Teufel! Nein, meine Freunde, auf mich müßt ihr jetzt verzichten; eure garstigen Papiere schreibe ich nicht mehr ab.

86. Martober, zwischen Tag und Nacht

Heute kam unser Exekutor und verlangte, ich solle ins Departement kommen, ich sei schon über drei Wochen nicht mehr zum Dienst erschienen. Ich ging spaßeshalber hin. Der Abteilungsleiter glaubte wohl, ich würde

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

vor ihm katzbuckeln und mich entschuldigen, aber ich sah ihn nur gleichgültig an – weder zu zornig noch zu wohlwollend – und setzte mich, als ob ich niemand bemerkte, an meinen Platz. Ich blickte auf dieses ganze Kanzleipack und dachte mir: Was wäre, wenn ihr wüßtet, wer unter euch sitzt ... Herrgott im Himmel, was gäbe es da für einen Tumult! Selbst der Abteilungsleiter würde vor mir zusammenklappen, wie er bis jetzt nur vor dem Direktor zusammenklappt. Man schob mir irgendwelche Papiere hin; ich sollte Auszüge aus ihnen anfertigen. Ich berührte sie jedoch nicht einmal mit einem Finger. Einige Minuten später gerieten alle in Bewegung. Es hieß, der Direktor komme. Viele Beamten stürzten ihm entgegen, um sich vor ihm zu zeigen. Ich blieb an meinem Platz. Als er durch die Abteilung kam, knöpften alle die Fräcke zu; ich kümmerte mich um gar nichts. Was das schon für ein Direktor ist! Ich mich vor ihm erheben? Niemals! Das sollte ein Direktor sein? Ein Pfropfen war das und kein Direktor. Ein ganz gewöhnlicher, simpler Pfropfen, weiter nichts. So einer, mit dem man eine Flasche zukorkt. Am komischsten wurde es, als man mir ein Papier zum Unterschreiben vorlegte. Sie glaubten, ich würde am äußersten Ende hinschreiben: Bürovorsteher sowieso. Habt ihr euch so gedacht! Ich unterzeichnete an sichtbarster Stelle, wo sonst nur der Direktor unterschreibt: Ferdinand VIII. Was da für ein ehrfürchtiges Schweigen eintrat! Ich winkte jedoch ab, sagte nur: »Bitte, keinerlei Untertä-

Telegram @shabarsbibliothek

nigkeitsbekundungen!« und ging. Ich ging schnurstracks in die Direktorswohnung. Er war nicht zu Hause. Der Lakai wollte mich nicht einlassen, aber ich fuhr ihn in einer Weise an, daß er die Arme sinken ließ. Ich drang geradeswegs in ihr Ankleidezimmer vor. Sie saß vor dem Spiegel, sprang auf und wich vor mir zurück. Ich sagte ihr aber nicht, daß ich der spanische König bin. Ich sagte nur, ein Glück erwarte sie, von dem sie nicht einmal geträumt habe; wir würden trotz aller Ränke der Widersacher demnächst vereint sein. Mehr wollte ich nicht verraten und zog mich zurück. Oh, welch ein tückisches Wesen ist doch das Weib! Ich habe erst jetzt begriffen, was eine Frau eigentlich ist; ich bin der erste, der es entdeckt hat. Die Frau ist in den Teufel verliebt. Tatsächlich, allen Ernstes! Die Physiologen schreiben allerlei Dummheiten über sie – in Wirklichkeit liebt sie nur den Teufel. Sehen Sie, wie sie aus ihrer Loge im ersten Rang das Lorgnon auf jemand richtet? Sie meinen, sie blicke auf jenen Dicken mit dem Stern? Keineswegs, sie blickt auf den Teufel, der hinter ihm steht. Da, jetzt hat er sich im Frack des Dicken versteckt! Und jetzt winkt er ihr mit dem Finger! Sie wird ihn auch heiraten. Bestimmt. Und sie, all diese würdigen Väter, die überall herumscharwenzeln, zum Hofe drängen und sich als Patrioten und was weiß ich gebärden – was wollen sie denn? Eine Leibrente, eine Leibrente wollen sie, die Patrioten! Für Geld würden sie Vater und Mutter, ja selbst den Herrgott verkaufen, die Ehrsüchtigen,

Telegram @shabarsbibliothek

die Halsabschneider! Das alles kommt von der Ehrsucht; und die Ehrsucht wiederum kommt daher, daß sich unter der Zunge ein kleines Bläschen befindet mit einem Wurm, nicht größer als ein Stecknadelkopf; und alles das macht ein Barbier aus der Gorochowaja-Straße. Ich kann mich nicht erinnern, wie er heißt; mir ist jedoch aus zuverlässiger Quelle bekannt, daß er gemeinsam mit einer Hebamme den Islam in aller Welt verbreiten will und daß sich, wie man behauptet, in Frankreich aus diesem Grunde bereits ein großer Teil des Volkes zum Islam bekennt.

Ohne Datum, ein Datum gab es nicht

Ging inkognito auf dem Newski Prospekt spazieren. Der Zar fuhr vorüber. Alle Leute nahmen die Mütze ab, ich auch; ich ließ mir jedoch in keiner Weise anmerken, daß ich der spanische König bin. Ich fand es unpassend, mich hier vor allem Volk zu erkennen zu geben. Zuerst muß ich mich bei Hofe vorstellen. Mich hält nur eins davon ab – die Tatsache, daß ich noch keinen Ornat besitze. Ich brauche wenigstens eine Art Königsmantel. Ich wollte schon einen beim Schneider bestellen, aber die Schneider sind alle ausgemachte Esel, die obendrein von ihrer Arbeit nichts wissen wollen. Sie haben sich in ein Abenteuer gestürzt und pflastern größtenteils die Straßen. Ich beschloß, meine neue Uniform,

Telegram @shabarsbibliothek

die ich erst zweimal angehabt hatte, zu einem Königsmantel umzuarbeiten. Damit ihn mir diese Schurken aber nicht verderben, will ich ihn mir selber nähen – allein, hinter verschlossenen Türen, so daß es niemand sieht. Ich schnitt die Uniform auseinander, denn die Fasson muß völlig anders sein.

An das Datum kann ich mich nicht erinnern,
einen Monat gab es auch nicht,
weiß der Teufel, was es eigentlich gab

Der Königsmantel ist fertig und genäht. Mawra schrie auf, als sie mich sah. Aber ich kann mich trotzdem noch nicht entschließen, mich bei Hofe vorzustellen. Die Deputation aus Spanien ist immer noch nicht da. Ohne Deputierte ist das jedoch nicht angängig. Meine Würde hätte ohne sie keinerlei Gewicht. Ich erwarte die Deputation von Stunde zu Stunde.

Am ersten

Ich kann mich nicht genug darüber wundern, wieviel Zeit sich die Deputierten lassen. Welche Gründe mögen sie zurückhalten? Etwa Frankreich? Ja, das ist die Macht, die mir am wenigsten gewogen ist. War auf der Post und habe mich erkundigt, ob die spanischen Depu-

Telegram @shabarsbibliothek

tierten noch immer nicht da sind. Aber der Postmeister ist äußerst dumm und weiß von gar nichts. »Nein«, sagte er, »mit spanischen Deputierten können wir Ihnen nicht dienen, sollten Sie aber einen Brief zu schreiben wünschen, dann sind wir gern bereit, ihn nach der geltenden Gebührenordnung zu befördern.« Hol's der Teufel! Was ist schon ein Brief? Ein Brief ist gar nichts. Briefe schreiben allenfalls Apotheker ...

Madrid, 30. Februarius

Ich bin also in Spanien, und alles ist so schnell gegangen, daß ich kaum zur Besinnung gekommen bin. Heute früh erschienen bei mir die spanischen Deputierten, und wir stiegen gemeinsam in den Wagen. Die ungewöhnliche Eile, mit der alles geschah, kam mir sonderbar vor. Wir fuhren so rasch, daß wir die spanische Grenze bereits nach einer halben Stunde erreicht hatten. Im übrigen fahren ja heute Eisenbahnen durch ganz Europa, und auch die Dampfer sind äußerst schnell. Spanien ist ein merkwürdiges Land: Als wir das erste Zimmer betraten, erblickte ich zahlreiche Männer mit rasierten Köpfen. Ich erriet jedoch, daß es entweder Granden oder Soldaten wären, denn die rasieren sich die Köpfe. Außerordentlich seltsam kam mir das Benehmen des Staatskanzlers vor, der mich am Arm führte: Er stieß mich in ein kleines Zimmer und sagte: »Du

Telegram @shabarsbibliothek

bleibst hier sitzen, und wenn du dich weiter König Ferdinand nennst, treibe ich dir die Lust dazu mit dem Knüppel aus.« Ich wußte jedoch, daß ich nur auf die Probe gestellt werden sollte, und lehnte das Ansinnen ab, worauf mir der Kanzler mit dem Stock zweimal auf den Rücken schlug, und zwar so schmerzhaft, daß ich beinahe aufgeschrien hätte; ich beherrschte mich jedoch, da mir einfiel, daß die Erhebung in einen höheren Rang durch Ritterschlag erfolgt und sich die Ritterbräuche in Spanien bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Allein geblieben, beschloß ich, mich den Staatsgeschäften zu widmen. Ich entdeckte, daß China und Spanien ein und dasselbe sind und nur aus Mangel an Bildung für zwei verschiedene Staaten gehalten werden. Ich rate jedem, auf ein Blatt Papier das Wort ›Spaniern zu schreiben – Sie werden sehen, daß ›China‹ dabei herauskommt. Äußerst betrübt bin ich über ein Ereignis, das morgen stattfinden soll. Morgen um sieben Uhr wird etwas Merkwürdiges geschehen – die Erde wird auf den Mond auflaufen. Darüber schreibt auch der berühmte englische Chemiker Wellington. Ich muß gestehen, als ich mir die außerordentliche Zartheit, ja Zerbrechlichkeit des Mondes vergegenwärtigte, fühlte ich mich aufs tiefste beunruhigt. Der Mond wird ja normalerweise in Hamburg hergestellt, und zwar sehr schlecht. Ich wundere mich, daß England nicht sein Augenmerk darauf richtet. Angefertigt wird der Mond von einem lahmen Böttcher, und man merkt, daß der

Telegram @shabarsbibliothek

Dummkopf keinerlei Ahnung davon hat. Er verwendet dazu ein geteertes Seil und eine gewisse Menge Baumöl; infolgedessen verbreitet sich über die ganze Erde ein so schauderhafter Gestank, daß man sich die Nase zuhalten muß. Und der Mond ist infolgedessen eine so zarte Kugel, daß Menschen auf ihm unmöglich leben können – er ist nur von Nasen bewohnt. Und eben aus diesem Grunde können wir unsere Nasen nicht sehen, denn sie befinden sich ja auf dem Mond. Als ich mir vorstellte, eine wie schwere Masse die Erde ist und daß sie unsere Nasen beim Auflaufen auf den Mond zu Mehl zermahlen könnte, befiel mich eine solche Unruhe, daß ich mir Schuhe und Strümpfe anzog und in den Saal des Staatsrats eilte, um der Polizei den Befehl zu geben, das Auflaufen der Erde auf den Mond zu verhindern. Die rasierten Granden, die ich in großer Zahl im Saale des Staatsrats versammelt fand, waren sehr kluge Leute, und als ich sagte: »Herrschaften, retten wir den Mond, denn die Erde will auf ihn auflaufen«, stürzten alle sogleich davon, um meinen königlichen Willen auszuführen; viele kletterten sogar die Wände hoch, um den Mond herunterzuholen. In diesem Augenblick trat jedoch der große Kanzler ein. Alle liefen auseinander, als sie ihn erblickten. Nur ich, der König, blieb. Doch der Kanzler schlug mich zu meiner Verwunderung mit dem Stock und jagte mich in mein Zimmer zurück. Solche Macht haben in Spanien die Volksbräuche!

Telegram @shabarsbibliothek

Im Januar desselben Jahres,
der diesmal auf den Februar folgt

Ich kann bis heute nicht verstehen, was dieses Spanien für ein Land ist. Die Volksbräuche und die Hofetikette sind höchst ungewöhnlich. Das verstehe ich nicht, das verstehe ich nicht, ich verstehe nicht das geringste. Man hat mir heute den Kopf rasiert, obwohl ich schrie, so laut ich konnte – ich will kein Mönch werden. Daran aber, was ich empfand, als man mir kaltes Wasser auf den Kopf träufelte, mag ich mich einfach nicht erinnern. Solche Höllenqualen hatte ich noch nie erlitten. Ich war nahe daran, in Tobsucht zu verfallen; man hatte alle Mühe, mich festzuhalten. Hinter den Sinn dieses seltsamen Brauchs kann ich beim besten Willen nicht kommen. Ein dummer, sinnloser Brauch! Die Unvernunft der Könige, die ihn bis heute dulden, ist mir unfaßbar. Urteile ich nach dem Anschein, dann frage ich mich: Bin ich nicht in die Hände der Inquisition gefallen, und ist nicht der, den ich für den Kanzler hielt, der Großinquisitor höchstpersönlich? Nur kann ich noch immer nicht begreifen, wieso der König selbst der Inquisition verfallen kann. Da könnte allerdings Frankreich im Spiele sein, und insbesondere Polignac. Oh, diese Kanaille Polignac! Er hat geschworen, mich bis an mein Ende zu verfolgen. Und nun hetzt und hetzt er mich; aber ich weiß, mein Bester, daß du von England

Telegram @shabarsbibliothek

gegängelt wirst. Der Engländer ist ein großer Diplomat. Er intrigiert überall. Alle Welt weiß – wenn der Engländer Tabak schnupft, muß der Franzose niesen.

Den 25.

Heute kam der Großinquisitor in mein Zimmer; ich hörte seine Schritte jedoch schon von weitem und versteckte mich unter dem Stuhl. Da er mich nicht sah, begann er mich zu rufen. Zuerst rief er: »Popristschin!« Ich gab keinen Ton von mir. Dann hörte ich: »Aksenti Iwanow! Titularrat! Adliger!« Ich schwieg. »Ferdinand VIII., König von Spanien!« Ich wollte schon den Kopf hinausstrecken, dachte mir aber dann: Nein, Verehrter, mich legst du nicht hinein! Dich kenne ich – du willst wieder kaltes Wasser auf meinen Kopf gießen. Doch er erblickte mich und trieb mich mit dem Stock unter dem Stuhl hervor. Die Schläge mit diesem verdammten Stock sind äußerst schmerzhaft. Im übrigen wurde ich für alles durch meine heutige Entdeckung entschädigt; mir wurde klar, daß jeder Hahn sein Spanien hat und daß es sich unter seinem Federkleid befindet. Der Großinquisitor indessen ging zornig davon und drohte mir mit irgendwelchen Strafen. Ich nahm jedoch von seiner ohnmächtigen Wut keine Notiz, da ich ja wußte: Er handelt wie eine Maschine, als bloßes Werkzeug des Engländers.

Telegram @shabarsbibliothek



Telegram @shabarsbibliothek

Vierunddreißig am …sten,
Jahr MC, 349. Februar

Nein, das halte ich nicht länger aus. Mein Gott! Was machen sie nur mit mir! Sie gießen mir kaltes Wasser auf den Kopf! Sie hören mich nicht, sie sehen mich nicht, sie verstehen mich nicht. Was habe ich ihnen getan? Warum foltern sie mich? Was wollen sie von mir Ärmstem? Was kann ich ihnen geben? Ich habe nichts. Es geht über meine Kraft, all diese Qualen zu ertragen. Mein Kopf brennt, und alles vor mir dreht sich. Rettet mich! Nehmt mich hier fort! Gebt mir eine Troika, rasch wie der Wind! Steig auf den Bock, mein Lenker, läute, mein Glöckchen, schwingt euch empor, ihr Rosse, und entfuhrt mich von dieser Erde! Weiter, immer weiter, damit ich nichts mehr von ihr sehe, nichts. Vor mir der brodelnde Himmel; ein kleiner Stern blinkt in der Ferne; der Mond, der Wald mit seinen dunklen Bäumen jagen an mir vorüber; bläulicher Nebel braut zu meinen Füßen; im Nebel klingt eine Saite; zu meiner Rechten Italien, zu meiner Linken das Meer; und jetzt erkenne ich auch russische Bauernhütten. Schimmert nicht dort in der Ferne bläulich mein eigenes Haus? Sitzt am Fenster nicht meine Mutter? Ach, Mutter, rette deinen armen Sohn! Benetze seinen kranken Kopf mit einer Träne! Sieh, wie sie ihn quälen!

Telegram @shabarsbibliothek

Drücke die arme Waise an deine Brust! Es ist kein Platz für ihn auf dieser Erde! Sie hetzen ihn! Mutter, erbarme dich deines kranken Kindes! ...

Und wissen Sie auch, daß der Bey von Algerien unmittelbar unter der Nase eine Beule hat?

Telegram @shabarsbibliothek